Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Wilhelm F.

Meine Streifereyen in den Harz und in einige seiner umliegenden Gegenden

Bd.: 2

Weimar (1801)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.786(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095853-6
VD18 15551962-001

Müller, 2ter Theil

H.pol.
786
2

H. pol. (8°) 786
786

Meine
Streifereyen
in den Harz
und
in einige
seiner umliegenden Gegenden

von

Wilhelm Ferdinand Müller,
Doktor der Philosophie.

Hist. pol. (8°) 786.

Zweytes Bändchen.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Weimar,
gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.
1801.

Meine
Streifereyen
in den Harz
und
in einige
seiner umliegenden Gegenden.

Zweytes Bändchen.

Von frühester Kindheit an war es meine Empfindungsart, daß mich der Abschied von meinen Lieben, von meinen Freunden tief erschütterte, und mir melancholische Stunden bereitete. In diesen verwünschte ich dann die Verhältnisse des Menschen, die Unmöglichkeit immer da seyn zu können, wo uns die Bande der Liebe und Freundschaft sanft umschlingen, und haderte mit dem Himmel, daß er mich nicht ungestört und ungetrübt die Freuden des Lebens schmecken ließ. So entsinne ich mich noch recht lebhaft, wenn ich an hohen Festtagen, oder in der Ferienzeit in meinem Geburtsorte gewesen war, hier im Zirkel meiner Verwandten und Freunde frohe Tage verlebt hatte, und dann nach Verfluß dieser damals für mich goldenen Tage auf die zwey Meilen davon gelegene Schule zurückkehren mußte, daß ich beym Abschiede bittere Thränen weinte, zehnmal diesen oder jenen Jugendfreund von neuem umarmte, und schluchzend in den Transportwagen stieg, als ginge es zur See, oder in eine menschen-

leere Wüste Arabiens. Zwar schwächten vielfache Wiederholungen des Abschiedes dies schmerzhafte Gefühl, und verminderten nach und nach seine Stärke; allein, noch immer ist mir eine Unbehaglichkeit nach einer Trennung von geliebten Gegenständen zurück geblieben, und ich fühle mich jetzt, wenn gleich nicht tief erschüttert, doch verstimmt darnach.

Der Brocken war mir lieb geworden; ich empfand, so thöricht und unbegreiflich dies auch manchem scheinen möchte, eine Anhänglichkeit, eine Zuneigung zu diesem Berge, mithin wurde mir auch der Abschied von ihm schwer, und erzeugte jene Unbehaglichkeit, jenen Mißmuth, der mich verstimmte. Diese üble Laune war anhaltender, da Niemand sie zerstörte, da äußere Gegenstände meine Aufmerksamkeit nicht reizten, indem der Weg stets durch dichte Waldung lief, und mein Wegweiser die glückliche Gabe der Unterhaltung nicht besaß, sondern nur antwortete wenn ich fragte, wozu ich doch gar nicht aufgelegt war. Wir schlenderten also hinter einander her, und jeder hing seinen Grillen nach. War eine Pfeife ausgedampft, so wurde eine neue gefüllt, und dies war dann der einzige Moment, wo wir unsere Gesichter gegen einander kehrten, um uns Feuer mitzutheilen.

So mochten wohl einige Stunden verstrichen seyn, als ich es erst bemerkte, daß ich mich gleichsam wie im Traum befand, und meine Sinneswerkzeuge nur mit einer Art von Trägheit fortwirkten. Rasch ermannte ich mich daher, zersprengte die Netze, in die ich mich verwirrt fühlte, und zerstreute den Nebel, in welchen mich die Empfindungen des Abschiedes vom Brocken gehüllt hatten. Ich taumelte auf, und — der lieblichste Morgen lächelte mir entgegen. Mit milder Wärme strahlte die Sonne auf mich nieder, und leckte die Perlen des Thaues vom Grashalm und Heidekraut weg. Mit frohem Gezwitscher wiegten sich um mich her, auf niedern und hohen Aesten, eine Menge Vögel. Ein aromatischer Duft entstieg den Tannenwäldern, und würzte die reine, frische Morgenluft; ein harmonisches Glockengeläute feister Heerden ertönte um mich her. Weg waren üble Laune und Trübsinn, weg die unharmonischen Gefühle meiner selbst, und Frohsinn, dieses glückliche Geschenk des Himmels, nahm von neuem festen Sitz bey mir.

Unmöglich konnte ich es nun länger dulden, daß mein eintöniger Begleiter ferner noch so stumm vor mir hertrabte; denn in fröhlichen Stimmungen sehe ich auch gern heitere Gesichter um mich versammelt. Ich versuchte es daher mit verschiedenen Fragen ihn

gesprächig zu machen; allein es fruchtete nichts, bis ich einen Gegenstand ergriff, der im Durchschnitt jedem Menschen der interessanteste ist, und fast jeder Zunge eine Art von Geläufigkeit giebt, nämlich: sein liebes Ich. Ueberdies kannte ich den Mann selbst noch gar nicht weiter, da mir ihn der Wirth auf dem Brocken zum Wegweiser mitgegeben hatte, daß es mir also nicht gleichgültig seyn konnte, mit was für einem Menschen ich eigentlich ging.

„Höre, Alter! so knüpfte ich unser Gespräch an, was bist du für ein Landsmann?“

„Ich? — ein Hesse.“

„Ein Hes—se,“ wiederholte ich langsam, und ärgerte mich.

Es ist gewiß doppelt ärgerlich und zwiefach verdrüßlich, wenn man es durch mühevolle Selbstüberwindung dahin gebracht hat, sich einer mürrischen Laune zu entwinden, wenn man mit Selbstgenügsamkeit sie fliehen sieht, den festen Entschluß faßt, sich so bald nicht wieder von ihr packen zu lassen, und es sich vornimmt, nun recht froh und vergnügt zu seyn, wenn dann mit einem male ein nicht erwarteter Umstand eintritt, der uns ganz wieder diesem Dämon ausliefert, ganz wieder die vorige

üble Stimmung erzeugt. Bey weitem stärker und dauernder ist dann der Mißmuth, und viel schwerer, ihn von neuem zu heben. Ich hatte mich von meiner üblen Laune eben erst losgemacht, hatte mir vorgenommen zu vergessen, was nicht zu ändern war, wollte mich freuen, wollte froh seyn, that deshalb die Frage an ihn, und — verstimmte mich dadurch selbst wieder. Und warum das? — wird man fragen. — Weil ich eine Abneigung gegen das Hessische bey mir fühle. — Und der Grund dieser Abneigung? — O, wozu dies weitläuftige Auseinandersetzen? Ich halte es wenigstens für unnöthig, denn wer mich nicht versteht, für den redete ich gar nicht.

Jetzt konnte ich freylich Niemand als mir selbst die Schuld beymessen, auf dies Kapitel gekommen zu seyn; desto eifriger war ich aber auch darauf bedacht, mich von dem Hessen, dem Urheber meiner wiedergekehrten Mißlaune, los zu machen, ihn zurück zu schicken und den Weg auf gut Glück allein zu verfolgen.

„Halt, Hesse!“ rief ich ihm zu, und zog meinen Beutel, ihn abzulohnen. Er sah mich verwundrungsvoll an und maaß mich mit erschrockener Miene vom Kopf bis zum Zeh, als wollte er sagen: was bist du Willens? Unsere Blicke begegneten sich,

wir sahen einander fünf stumme Minuten lang an, in welchen sich meine erste Aufwallung etwas legte, die Vernunft die Oberhand bekam, und mir zurief: was kann der arme Mann dafür, daß er in Hessen geboren wurde! mußt du ihn deshalb hassen? Kann er nicht dennoch der beste Mensch seyn? — Ja, du hast recht, antwortete ich ihr, aber eine Frage muß ich noch an den Hessen thun, welche es entscheiden soll, ob ich ihn länger um mich leide.

„Bist du noch im Hessischen?“

„Nein!“ erwiederte der arme Mann und blickte mich furchtsam an.

„Schön; wir bleiben beysammen.“

Der Beutel wurde eingesteckt und wir gingen weiter.

„Sag' mir aber, warum hast du dein Vaterland verlassen?“ fragte ich weiter.

„Ich mußte ja.“

„Wie so?“

„Ach!“ seufzte er, und seine Stimme wurde weinerlich, das war ein schrecklicher Tag, als ich mein Vaterland verließ! Nie will ich ihn vergessen!“

„Nun, so erzähle doch.“

Nach einigen Minuten, in welchen er sich zu fassen suchte, hub er an: „Es mögen ungefähr einige und zwanzig Jahre seyn, als unser verstorbener Landgraf Friedrich, Gott habe ihn selig, viele, viele Menschen weit wegschickte, ich glaube nach Amerika. Die mehresten mußten mit Gewalt mit. Was sie dort machen sollten, weiß ich nicht. Unser einer bekümmert sich nicht so genau darum, Sie werden's wohl besser wissen und in Büchern gelesen haben, denn im Schauspiel stand's auch. Aus allen Dörfern wurden die jungen Leutchen weggenommen und bey Nacht und Nebel fortgeschleppt. Manche Wirthschaft ging da zu Grunde, manche Familie gerieth da an den Bettelstab, und des Klagens und Wimmerns war kein Ende. Ich diente damals in Cassel bey einem Herrn von der Regierung. Es war ein guter, lieber Herr, ihm bin ich viel schuldig, da er mich von meinem Untergange rettete. Hans, sagte er einst, du bist ein hübscher, gutgewachsener Mensch, und man möchte dich vielleicht auch zum Soldaten wegnehmen, sey daher auf deiner Huth; so ungern ich dich misse, so rathe ich dir doch selbst, mache, daß du von hier wegkommst, denn du bist keinen Augenblick sicher. So sagte er, und dabey drehte er sich nach dem Fenster, denn die Thränen kamen ihm in die Augen. Ich wurde auch weichherzig, weinte bitterlich, befolgte indeß

seinen Rath und ging noch an demselben Tage aus Cassel.

Kaum war ich in meiner Heimath, einem Dorfe im Schmalkaldischen, als ich hörte, daß auch hier stark geworben würde, und daß schon viele junge Bauern ausgetreten wären. Ich glaubte indessen, daß es nicht so gefährlich seyn könnte, und blieb da. Mehrere Monate vergingen, und wir hörten gar nichts von Werbungen. Viele junge Bursche wurden dadurch treuherzig gemacht und kehrten zurück. Allein, dies war es, worauf man gewartet hatte. In einer stürmischen, schrecklichen Herbstnacht wurde unser Dorf überfallen, und alles wurde ausgehoben, was nur einigermaßen tauglich war. Ungeachtet der Stille, mit welcher man das ganze Geschäft betrieb, blieb es doch nicht lange verschwiegen. Heulend und schreyend liefen Weiber, Schwestern, Mütter und Kinder durch die Straßen, und verkündigten laut, was da vorgehe. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie mein alter guter Vater in meine Schlafkammer trat, mich aus dem Bette riß, mir einige Thaler gab und sagte: Hans, mach', eile, daß du fortkommst, sie sind nicht weit mehr von unserm Gehöfte; wie ich ihm da um den Hals fiel, bitterlich weinte, mich schnell anzog und zur Hinterthür hinaus eilte. Wie ein gehetztes Reh

lief ich durch die Felder hin, bis mich ein dichtes Wäldchen deckte. Hier sank ich ermattet nieder. Aus der Luft goß der Regen in Strömen auf mich herab, und der Sturm riß um mich her Zacken und Bäume nieder. Allein die Furcht ließ mich nicht lange ruhen, ich eilte bald weiter, bis ich ein Weimarsches Dorf erreichte."

„Glauben Sie es mir, lieber Herr," fuhr er fort, „ich wäre gewiß nicht entflohen, ich hätte mich gewiß selbst gestellt, wenn mein Vaterland in Noth gewesen wäre, wenn es die Vertheidigung desselben gegolten hätte; aber so, da alle diese Ausgehobenen in ein fernes Land, in einen andern Welttheil geschickt wurden, und da gegen ein Volk streiten sollten, das ihnen nie etwas gethan hatte, so hielt ich es für Pflicht, auf mein eignes Bestes zu denken und floh daher. Seit jener Zeit habe ich mich viele Jahre in der Welt herum getrieben, bin bald da, bald dort gewesen, bis ich endlich in Schierka unterm Brocken ein festes Plätzchen fand, wo ich nun seit zehn Jahren wohne, und mich und die Meinigen von meiner Hände Arbeit kümmerlich nähre. Mein Vater ist indessen gestorben, ich habe ihn nie wieder gesehen."

Hier fing er an bitterlich zu weinen.

„In mein Vaterland bin ich auch nie wieder gekommen, denn ich fürchtete noch immer Strafe;

und nun möchte es wohl schwerlich je geschehen, da ich Frau und Kinder habe, und dort vielleicht noch kärglicher Brod für mich wächst als hier. Ich muß es daher vergessen, daß es ein Land giebt, das ich mein Vaterland nennen kann."

Mit Schluchzen endete er seine Erzählung, und ich hatte meine ganze Beredsamkeit nöthig, ihn wieder zu beruhigen und zu überreden, daß seine Auswanderung, und überhaupt seine Schicksale, Bestimmung der Vorsehung gewesen wären, welche es gewiß am besten wisse, was ihm gut sey. Er gab mir hierin recht, und fügte hinzu, daß ihn dies einzig und allein noch tröste.

Unter diesen Gesprächen war uns die Zeit verstrichen, und wir kamen nach Oderbrück, einem einzeln liegenden Forst-Wirthshause, ehe wir's gewahrten.

Mein Durst nöthigte mich einzukehren. Ich forderte zu trinken; allein es war nichts als Wasser zu haben. Wenn man durstig ist und nichts besseres hat, so schmeckt auch dies gut. Ich trank viel, da es sich durch einen guten Geschmack und krystallhelle Reinheit empfahl.

„Mein Herr," redete mich der Wirth an, Sie müssen es mir nicht übel nehmen, daß ich Ihnen

keinen bessern Trunk vorsetzen kann; aber in diesem Sommer geht es mir sehr oft so. Es ist gar zu viel Reisen nach dem Brocken, und wenn man auch denkt, man hat was in'n Keller, so ist's schon bald wieder heraus getrunken. Dafür will ich Sie aber auf den Mittag mit etwas tractiren, das Sie doch wohl noch nicht gegessen haben."

Wenn man mehrere Jahre lang in Hamburg gewesen ist, und nur einige der besten Häuser besucht hat, so kommt es einem in Wahrheit etwas paradox vor, wenn Jemand von einer Speise spricht, die man noch nicht gegessen haben sollte, besonders wenn es in dem Oderbrücker Gasthofe geschieht. Ein geborner Hamburger würde sich durch dies Anerbieten des Wirthes gewiß beleidigt gefunden haben, und sein Stolz würde gekränkt worden seyn; denn was könnte es wohl noch für eine Speise geben, die nicht auf der Tafel eines Hamburg'schen Senators gestanden hätte, wo ja selbst solche, die den berühmtesten Sybariten der römischen Vorzeit fremd waren, zu finden sind! Ich aber, kein Hamburger, nur ein unbedeutender Göppinger Bürger, fand dies gar nicht beleidigend, sehr wohl möglich, und fragte daher: was denn das für eine Speise sey?

Jetzt näherte er sich mir mit einer Miene, die man gewöhnlich zu machen pflegt, wenn man einem

Dritten etwas entdecken will, wodurch man ihn in die größte Verwunderung zu versetzen gedenkt, und raunte mir halb laut ins Ohr: „mit einer Rumford'schen Suppe.“

Ich lachte ihn herzlich an.

„Ja ja, gewiß, mit einer Rumford'schen Suppe. Meine Frau hat sie bereits am Feuer und rührt daran. Sie hat das Recept dazu im Frankfurter Staats-Ristretto gelesen. Ich hoffe, sie soll recht gut gerathen; denn meine Frau versteht sich darauf, sie kann Loost's niedersächsisches Kochbuch bald auswendig kochen.“

„Ich danke ihm, lieber Freund! ich esse nicht gern Suppe, am wenigsten solchen Rumford'schen Brey; überdies kann ich mich nicht lange aufhalten, ich muß noch weiter.

Das schien er nicht erwartet zu haben. Sein Gesicht zog sich in die Länge und in die Breite. Mit großen Augen musterte er mich durch, drehte sich um, und ging zur Thür hinaus, wahrscheinlich der kochenden Ehegenossin sein Schicksal zu erzählen; und zur Strafe — mußte ich beym Weggehen zwey gute Groschen für das helle klare Wasser bezahlen, mithin, wenn, wie Rumford sagt, die Por-

tion dieser Suppe zwey Pfennige kostet, ihm zwölf Portionen derselben vergüten.

Die Suppe beschäftigte mich noch unterwegs eine Zeitlang. Es giebt doch mancherley Wege auf Erden, dachte ich mir, zu einer Art von Celebrität zu gelangen. Der eine erschreibt sich Celebrität; der zweyte ermahlt sie sich; der dritte erdichtet sie sich; der vierte ergeigt sie sich; der fünfte erstiehlt sie sich; (Kartusch, Lips-Tullian) der sechste erlangt sie durch Kraft und Stärke, (Simson, August der Starke); der siebente durch ruhmlose Streiche (Herostrat); der achte erbaut sie sich (Zabaglia, Baumeister der Peterskirche in Rom); der neunte erschwärmt sie sich (siehe den apokalyptischen Schwärmer Typke in Dobrilugk); der zehnte erlangt sie durch Erregbarkeit, Reg-Ursachen, eigentliche und uneigentliche Schwäche (Brown); der eilfte durch Inhaltsinteresse der Vernunft, Amphibolie der Reflectionsbegriffe, Sachtrieb, Formtrieb, Spieltrieb, kategorischen Imperativ, symbolischen Zoomorphismus, reine synthetische Sätze von vorn, Katharktikon und Antinomie; der zwölfte durch ein Fiebermittel; der dreyzehnte verdankt sie der Runkelrübe; der vierzehnte der Acacie; der funfzehnte erkocht sie sich mit Wasser, Erdäpfeln, Schweinefleisch, Erbsen, Graupen und Bohnen (Substan-

zen der Rumford'schen Suppe) sicherer, als er sie sich vorher durch seine Verdienste als Physiker und Staatsmann erwarb; viele bringen sie gleich mit aus Mutterleibe, als da sind, alle sogenannte große Herren (freylich eine der leichtesten Manieren); und die allermehresten gelangen dazu, ohne selbst zu wissen, wie? das heißt, auf der großen Heerstraße des Zufalls und günstiger Umstände.

Ja, du unbegreifliches, du so mächtiges und noch nie gesehenes Wesen, das ohne Hinsicht auf Verdienste und Würden beglückt und verewigt, du blinder Regent des Weltall's, dem alle Nationen der Erde huldigen und dich Zufall nennen; du krönst den feigen Krieger mit deinem nimmer welkenden Lorbeerkranze; du eroberst mit entnervten Schaaren Länder; du umstrahlst die Laufbahn schwacher, entmannter Regenten mit dem unvergänglichen Schimmer des Ruhms und der Ehre; du machst reich und mächtig, arm und niedrig, groß und erhaben; du spendest aus deinem nimmer sich leerenden Füllhorn Scepter, Ehrenstellen, Tod und Leben, Wohlstand und Armuth; du schreibst mit unauslöschlicher Schrift die Namen Nichtswürdiger, Verdienstvoller, Elender, Rechtschaffener, Hoher und Niederer in das Buch der Zukunft ein. Dich sollte man verehren, dich anbeten, dir Altäre, dir Tempel

erbauen; dich sollte mancher Held, dessen Namen mit Jubel und Freudengeschrey die Luft erfüllt, dem Ehrensäulen und Triumphbogen errichtet werden, personificirt über sein Verdienst-Ordens-Zeichen heften; dich sollte mancher Regent als Titelvignette vor die Geschichte seines thatenleeren Lebens drucken lassen; dich hätte Lalande auf dem Gotha'schen astronomischen Congreß zu einem neuen Sternbilde vorschlagen sollen; du verdientest es endlich, daß Thümmel*) dir eine Ode weihte, mehr als jener schwache König, den zu einem Heiligen zu erheben, mancher seine Gedanken in Odenform goß.

*) Reisen, 5r Th. S. 33. — Wem wäre wohl dies trefliche Stück unbekannt!

Der Oberteich.

Ich trat aus dem Walde, und der schöne Oberteich lag zu meiner Rechten, zur Linken ein tiefes Thal. Es ist dies ein wirklich überraschender Anblick; denn auf einer solchen Höhe ahnet Niemand einen Teich der Größe, den man füglich einen kleinen See nennen kann. Zu bedauern ist es nur, daß man ihn nicht ganz und mit Einem Blicke zu übersehen im Stande ist; denn er zieht sich um eine Waldecke herum, und verbirgt sich so dem Auge größtentheils. Seine Ufer begrenzen die schönsten Tannen, deren Abbild in der reinen Fluth zurück fällt.

Keine Welle plätscherte am felsigen Gestade, keine Woge trübte den klaren Wasserspiegel; ruhig schlummerte er in seiner schönen Einfassung, und mein Auge glitt mit Wohlbehagen auf der Silberfläche hin und zurück.

Ich setzte mich nieder. Eine Grabesstille umgab mich rings umher. Nur im tiefen Thale mur-

melte ein Bach, sonst athmete alles Ruhe und stille Einsamkeit. Ich verlor mich in mir selbst; ich dachte mir die reine Fläche dieses Sees als die Bahn, auf der die makellose Tugend, ohne Zurücklassung dunkler Spuren, dahin gewandelt sey; ich fühlte lebhaft, daß es eine überaus selige Empfindung seyn müsse, bey einem Rückblick auf die verschwundenen Jahre, die Fläche derselben so ruhig, so ohne Wellen überschauen zu können, wie die, welche vor mir lag; daß es ein unendlich beruhigendes Gefühl seyn müsse, dem weiten Ocean der Ewigkeit mit Heiterkeit entgegen sehn, und sich an den Ufern desselben mit Ueberzeugung zurufen zu können: ich gehe mit Freuden hinüber in das unbekannte Land; kein Mensch seufzt mir nach, keine Kreatur verflucht meine Existenz, keine Thräne floß durch meine Schuld; ich nützte das Leben, wie meine Ueberzeugung es billigte, ich diente mit meinen Kräften, wie ich konnte, ich lebte für mich weniger als für andere. Warlich, wer so reines Herzens am Ende der Lebensreise, der Erfüllung seiner Pflichten gewiß, seinen Weg überschauen kann; wer sagen darf: meine Handlungen waren stets so lauter, so rein, so silberhell, wie dieses krystallne Wasser, der scheidet gern von dieser schönen Erde, dem ist der Tod eine Rosenlaube, durch die er in eine lachende Zukunft eintritt; dem sind die bangen Stunden des Hinster-

bens die süßesten seines Lebens, denn sie öffnen ihm die Pforten der besten Welt. — — Doch, weg mit diesem Bilde, weg mit diesem Phantasiegemälde! es erschwert mir das Herz, es umtrübt meine Sinne. Ich wollte mich ja den süßen Gefühlen überlassen, welche die allliebende, die göttlich schöne Natur mir einflößte; ich wollte ja genießen, und nicht meine Einbildungskraft mit Bildern der unerreichbaren Vollkommenheit nähren, die nur zu lebhaft an die Unvollkommenheiten unserer selbst erinnern. Weg mit euch!

Du aber, schöner Obersee, bleibe mir stets unvergeßlich; dein Bild schwebe mir vor, wenn ich zu straucheln beginne, deine krystallne Fläche sey mir Vorbild, meine Lebensbahn darnach zu ebnen; die Erinnerung an dich, mein Führer, mein Begleiter durch die Klippen, durch die Untiefen meiner Tage; die Empfindungen, die Gefühle, als ich dich zuerst erblickte, verlösche keine Zeit, kein Sinnestaumel je.

Der Oberteich ist in der That einer der betrachtungswerthesten Gegenstände auf dem Oberharze, eine der nützlichsten Unternehmungen für die umliegenden Bewohner, und ein Meisterstück seines Erbauers. Dem Andreasbergschen Bergbau verdankt

er seine Existenz. Um diesem nämlich die stets nöthigen Wasser auch bey der trockensten Witterung zu verschaffen, erbaute man ihn; und zwar auf die Art, daß man quer durch das Thal, in welchem die Oder floß, und wo es am engsten war, einen Damm zog, und hinter demselben dies Wasser auffing. Dieser Damm besteht aus mächtigen, mit eisernen Klammern verbundenen Granitblöcken, zwischen welche man Granitsand und Moos stopfte, da Erde und Rasen in der ganzen Gegend umher nicht zu finden waren. So, Felsstück auf Felsstück gethürmt, wurde das Thal zugebaut, und einer der festesten und zugleich merkwürdigsten Dämme errichtet, den wohl keine, selbst nicht die ungestümste Wasserfluth, je niederstürzen möchte. Seine Höhe beträgt neun, seine Länge funfzig Lachter *). Unten hat er zwölf, oben neun Lachter im Durchmesser. Im Jahre 1719 wurde er zu bauen angefangen, 1722 geendigt, und kostete 12000 Thaler.

Der Teich ist 73 Lachter breit, 800 lang, neune tief, und enthält eine Oberfläche von 85 Braunschweigischen Morgen. Die größten Tannen sollen noch in ihm stehen, und die Wipfel derselben den Fischern, (denn es giebt schöne Forellen darin) noch

*) Ein Lachter ist eine Länge von drey Ellen.

jetzt hinderlich seyn. Bey diesem großen Umfange wird man es daher auch nicht unglaublich finden, daß der Teich, wenn er ganz angefüllt ist, ein volles halbes Jahr hindurch die nöthigen Wasser liefert, und wenn auch in der Zeit kein Tropfen hinzu liefe. Dies wird indessen nie der Fall werden, da er hinreichenden Zufluß hat, und es sich nicht denken läßt, daß auf dem Harze, und besonders in dieser Gegend, auch nur vier Wochen ohne Regen verstreichen könnten. Die Oder aber nicht allein liefert ihm das Wasser, denn im höchsten Sommer versiegen oft ihre Quellen, sondern auch einige Quellen, die sich im Grunde desselben befinden; andere kleine Bäche, welche sich entweder von selbst in ihn ergießen, oder durch Kunst hinein geleitet worden sind, nicht gerechnet. Ueber den Damm läuft eine frequente Harzstraße von Andreasberg und Clausthal nach dem Unterharz und Thüringen. Auf beiden Seiten ist er daher mit Barrieren vorsehen, um gefahrlos darüber paßiren zu können.

Der Weg vom Oderteich nach Andreasberg geht für Fuhrwerk über den Rehberg weg, für Fußgänger und Reiter aber weit angenehmer, doch eine Stunde länger, über den Rehberger Graben, den man auch, wenn man die Erlaubniß dazu erhält, und ruhige Pferde hat, fahren kann. Dieser Reh-

berger Graben ist ebenfalls einer der merkwürdigsten Baue des Harzes. Er leitet nämlich das Wasser aus dem Oderteich auf einem Wege von zwey Stunden, stets an der Seite des Rehberges nach Andreasberg hin. In den Jahren 1692 bis 1703 wurde er gemacht, und kostete 48469 Mariengulden *). Größtentheils ist er mit Scheitholz bedeckt, damit nichts hinein fallen, ihn verunreinigen, und er auch im Winter nicht vom Schneegestöber verstopft werden kann; da aber, wo er unbedeckt ist, sieht man das reinste Wasser auf einem braunen Granitgrunde hinfließen, in welchem der auf dem ganzen Harze einheimische Fisch, die Forelle, sich ebenfalls befindet. Ihm zur linken Seite läuft bis zu seinem Ende ein sehr angenehmer Weg hin. Man glaubt in einer englischen Gartenanlage zu seyn, so eben und reinlich ist er stets. Auf der rechten Seite läuft der Berg oft ganz flach, oft ganz steil fort; auf der linken senkt sich der Blick in ein tiefes Thal hinab, dessen jähe Abschüßigkeit nur durch dichte Tannenwaldungen versteckt wird, welche auch den Weg überschatten. Das Schwirren der Luft in den hohen Tannenwipfeln, das Murmeln kleiner Quellen, welche sich von dem Berge herab in den Graben ergießen, das Rauschen der Oder im tiefen

*) Ein Mar. Gulden ist 13 Gr. 6 Pfen.

Thale, das Gemisch von sanften und wilden Parthien, alles das macht diesen Weg zu einem der reizendsten, den ich auf meiner ganzen Harzwanderung ging. Hier war ich geschützt gegen die heftige Hitze, welche die Luft erfüllte, hier sammelten sich meine Kräfte auf dem ebnen Pfade, wo kein Steinchen zu finden war, hier schöpfte ich Erquickung aus dem krystallnen Wasser des Grabens. Es war mir so wohl, so leicht, der Weg glitt unter meinen Füßen so schnell dahin, daß er sich früher endigte als ich es wünschte. Das Wasser schlich zu einem Stollen hinein in den Berg, den ich zu ersteigen hatte. Seine unbedeutende Höhe schien mir beschwerlich, da ich einen so ebnen Weg verlassen mußte; allein die Aussicht, welche ich auf seinem Gipfel auf Andreasberg herab hatte, entschädigte mich.

St. Andreasberg.

Wenn ich an einen Ort komme, der mir noch fremd ist, so halte ich es gewöhnlich so, daß ich gleich nach meiner Ankunft einen Berg erklimme, oder, wenn es deren nicht giebt, einen Thurm ersteige, um aus der Höhe hinab die Lage des Orts und seine Umgebungen beobachten zu können. Es ist diese Verfahrungsart gewiß von größerem Nutzen als man glaubt. Man erhält dadurch nicht nur einen freyen Blick über den Ort, ein gleichsam deutlicheres und bleibenderes Bild desselben, das sich unsere Einbildungskraft selbst noch nach Jahren vorzustellen vermag, sondern man entdeckt auch weit leichter den äußern Charakter, das freundliche oder triste Ansehn desselben, man orientirt sich schneller, welches in Ansehung der Straßen besonders gut von den Thürmen geschieht, man findet sich dann auch weit leichter ohne Führer, kurz, ein solcher Ueberblick ist von großem Nutzen, und gewährt dem Auge viel Vergnügen, denn man ist gleichsam in einem natürlichen Panorama. Ich war schon volle sechs Wochen

in Wien gewesen, ehe ich den Einfall bekam, auf den schönen hohen St. Stephans-Thurm zu gehen. Ich hatte diese Stadt in die Kreutz und in die Queere schon durchirrt, hatte sie groß und weit gefunden; allein, wie erstaunte ich, als ich sie von diesem Thurme herab sah, und die kleine Welt erblickte, in der ich lebte. Vorher hatte ich nur Ansichten von Wien gehabt, jetzt aber eine Uebersicht, die mich ungemein überraschte, mir Wien in seiner ganzen Größe zeigte, und auf der mein Auge Stunden lang herum schwärmte, ehe es ruhig das Ganze zu zerlegen begann.

Bey Andreasberg hatte ich dies nicht nöthig, da ich mich gleich beym ersten Erblicken desselben auf einem Berge befand. Ich sah indessen bald, daß es von dem mir gegenüber liegenden Berge, auf welchem das Glockenhäuschen stand, noch besser zu übersehen seyn würde, ging daher durch einen Theil der Stadt auf dem Bergrücken fort, dahin, und betrog mich nicht. Andreasberg lag da ganz ausgebreitet vor mir, ich sah in seine innersten Falten.

Er zieht sich von einem hohen Berge hinab in ein enges tiefes Thal, und wird gleichsam durch seine Farbe in zwey Theile getheilt; denn die größte Hälfte davon brannte im Jahre 1796 ab, die kleinere, die untere, blieb stehen. Jene ist aus ihrem

Aschenhaufen neu und verjüngt wieder hervor gegangen. Die Häuser sind fast alle mit Ziegeln, oder wenigstens mit neuen Schindeln gedeckt, daher denn alles so neu, so nett, so glänzend und reinlich aussieht, daß man ihren Anblick angenehm finden muß. Diese dagegen sieht desto finsterer und veralteter aus. Eine aschgraue ins Schwarze übergehende Farbe überzieht die morschen Hütten, welche dicht in einander geschoben, und wie über einander her geworfen, in der Tiefe zu modern scheinen. Ich fand daher die Idee, welche sich mir hier aufdrängte, gar nicht unpassend, wenn ich einen mit verjüngter Schaale hervorgegangenen Krebs in Andreasberg erblickte, der die alte Hülle im Thale liegen ließ.

Allein, so lachend auch der obere Theil aussieht, so ist dies doch nur glänzendes Elend. Im Innern dieser aufgeputzten Häuser herrscht Armuth und Mangel. Die mehresten sind nur schöne Gerippe, denn sie sind nicht ausgebaut. Ihre Besitzer, durch den Brand verarmt, können es nicht erschwingen, sie ganz wieder herzustellen, und was davon fertig ist, das kämpft mit einem neuen verzehrenden Uebel, mit dem Schwamm. In den mehresten dieser wie Pilse aufgeschossenen, von frischem Holze errichteten Wohnungen wüthet dieser Krebsschaden, richtet

eine nach der andern von neuem zu Grunde, und senkt die armen Andreasberger in immer tiefere Armuth hinab.

Andreasberg, die zweyte unter den sieben Bergstädten des Harzes, liegt zwey Meilen vom Brocken entfernt, ist offen, ohne Thore und Mauern wie alle Bergstädte, enthält gegen 400 Häuser und etwas über 1800 Einwohner. Ihren Namen hat sie von dem Berge, auf den sie zum Theil liegt, und von der zuerst aufgenommenen und noch jetzt gangbaren Grube, welche St. Andreas-Kreutz heißt. Die im sechszehnten Jahrhunderte aufgenommenen Silberbergwerke waren die erste Veranlassung zu ihrer Erbauung, welche man in das Jahr 1521 setzt. Da nämlich die ersten Gruben sehr ergiebig waren, so fanden sich bald viele Leute, welche überall einschlugen, sich dabey anbauten, und von den Grafen von Hohnstein und Lauterberg, als Herren von Andreasberg, das in ihrem zur Grafschaft Lauterberg oder Scharzfels gehörigen Harzantheile lag, auf alle Art unterstützt wurden. Als dies gräfliche Geschlecht 1593 ausstarb, fiel Lauterberg und auch Andreasberg, als eröffnetes Lehn, an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Grubenhagenscher Linie zurück. Der Bergbau war damals im blühendsten Zustande. Ueber 330 Zechen waren hier, und die

Ausbeute an Silber sehr beträchtlich *). Allein die veränderte Herrschaft, welche ihn weniger begünstigte, die auf dem ganzen Harze grassirende Pest, welche so sehr lange wüthete, und der dreyßigjährige Krieg, brachten ihn nach und nach zum gänzlichen Sinken, und den guten Zustand der Stadt zugleich mit. Im Jahr 1625 stand er gänzlich still. Die Arbeiter flohen weg, theils dem Tode, theils den Kriegsdrangsalen zu entgehen, die Häuser standen leer, ganze Straßen waren entvölkert. Mehrere wurden niedergerissen, da der Geld- und Menschen-Mangel immer größer wurde, Niemand die Häuser kaufen wollte, und daher viele für 3½ Thaler, für drey Thaler, für acht Gülden hingegeben wurden **). Erst nach dem Ende des dreyßigjährigen Krieges, ums Jahr 1655, fing der Bau wieder an, hob sich mehr und mehr, und jetzt ist er sehr beträchtlich. Hierzu hat sehr vieles die Anlegung des Oderteichs beygetragen, welcher ihn gegen allen Wassermangel sichert. Mehr als nöthig ist liefert dieser, dennoch aber nützt man es so lange und so viel als möglich. Man kann zwar überhaupt sagen, daß auf dem ganzen Harze mit jedem Wassertropfen

*) Vom Jahr 1565 bis 1573 wurden 30039 Mark Silber gewonnen.

**) Honemann Alterthümer des Harzes. 4r. B. S. 30.

sparsam umgegangen, und er gebraucht werde, so lange es sich nur einigermaßen thun lassen will; allein in Andreasberg ist dies besonders der Fall. Das Wasser des Rehberger Grabens wird hier so lange und so vielfach genutzt, muß Maschine auf Maschine, Rad auf Rad treiben, wird in Schächte geleitet und wieder heraus geführt, versieht alle Straßen der Stadt mit Röhrwasser, daß man dem Erfinder dieser sparsamen Einrichtung in Wahrheit seine Bewunderung nicht versagen kann. Der ganze Fall des Wassers vom Oberteich bis zur letzten Mühle beträgt nur 145 Lachter, auf welcher Reise es aber nahe an hundert Räder in Bewegung setzen soll.

In Andreasberg ist ein Unterbergamt oder eine Deputation des Bergamtes in Clausthal. Es besteht aus einem Bergsekretair, einem Bergschreiber, einem Bergmeister, zwey Einfahrern und zwey Geschwornen, welche zwar alle in Andreasberg wohnen, aber auch zugleich im Clausthaler Bergamte Sitz und Stimme haben. Es beschäftigt sich nur mit der Direction des Bergbaues in Andreasberg und Lauterberg, und hält alle Freytage Sitzung, oder, wie man es in Andreasberg nennt, Verlesen; weil die Rechnungen gewöhnlich verlesen werden. Die Steiger referiren dann vom Betriebe der verflossenen Woche, welches zum Protokoll genommen und

nach Clausthal geschickt wird, von wo aus dann das Weitere ergeht; denn es entscheidet nur in Kleinigkeiten oder preßanten Sachen.

Der Bergsekretair Eggers ist jetzt Vorsitzender in diesem Collegio, welches sich in dem Amthause versammelt. Dies Amthaus ist das beste Gebäude in Andreasberg, und erst nach dem Brande wieder aufgebaut. Im vorigen befand sich eine sehenswerthe Sammlung aller mineralogischen Merkwürdigkeiten der Andreasbergischen Gänge; allein sie wurde ein Raub der Flamme, so wie die sämmtlichen Registraturen des Bergamts.

Ein zweytes, recht gutes und auch erst nach dem Brande wieder erbautes Gebäude ist die Wohnung der Prediger und Schullehrer auf dem Gipfel des Andreasberges. Es ist neunzehn Fenster lang, aber aus Fachwerk erbaut; denn maßive Häuser giebt es hier gar nicht. Vor demselben stand die Dreyfaltigkeitskirche, von der ich aber nur noch die Grundmauern sah. Die neue Kirche soll hier wieder aufgebaut werden, wenn das Geld dazu erst beysammen seyn wird. Gegenwärtig hält man im Zechenhause den Gottesdienst.

Ein drittes gutes Gebäude ist das ebenfalls neu erbaute Rathhaus am Markte. Der Magistrat ist

die erste Justizbehörde für die Stadt, er instruirt in Criminalsachen alles bis zum Spruch, welcher von der Justizkanzley in Hannover gethan wird. In Polizeysachen steht er unterm Berghauptmann in Clausthal.

Wer nicht Bergmann, oder wenigstens Freund der Bergbau- und Hüttenkunde ist, der wird sich in Andreasberg schlecht unterhalten fühlen; denn außer den mineralogischen Merkwürdigkeiten giebt es auch gar nichts, was eine Besichtigung verdiente. Es bleibt dies Städtchen daher nur für den, der Geschäfte hier hat, ein nicht trauriger Ort. An Gesellschaften mangelt es ganz, da außer den Predigern, den Aerzten, und den obersten Bergbedienten, gar keine sogenannten Honoratioren weiter hier sind, und ein honetter öffentlicher Versammlungsort mangelt.

Unter der Mittelklasse des weiblichen Geschlechts findet man noch eine äußerst widrige Tracht. Lange gelbe, blau- oder grün taftne Contouchen, Zuckerhutförmig geordnetes Haar, worauf ein kleines mit Blumen aller Art übersäetes Häubchen sitzt, halbe Ellen lange Manchetten am Ellbogen, und ein kleines Handmüffchen dazu, machen den Staat der Weiber, und besonders der Schichtmeistersweiber aus. Das beste Gesicht bekommt unter dieser

Bekleidung ein albernes, marionettenmäßiges Ansehen, besonders wenn man die dummstolze Miene eines solchen Weibes dazu nimmt, die sich nicht wenig einbildet, da ihr Mann meistentheils aus einem gemeinen Bedienten des Berghauptmanns zu diesem Posten gelangt ist. Die Mädchen dieser Klasse haben kürzere Contouchen, welche sie aber nicht weniger verunstalten, und ihre Reize ganz verdrücken. Es muß in der That ein beträchtlicher Grad von Endzündbarkeit dazu gehören, wenn man von einer solchen Contouche entbrennen soll, besonders in einem so kalten Klima, als das Andreasbergische ist.

Da ich einmal auf das Klima komme, so muß ich doch einer Gewohnheit gedenken, die hier, so wie in allen Harzstädten, üblich ist. Man heitzt nämlich das ganze Jahr hindurch ein, selbst im höchsten Sommer, und sollte es auch nur des Morgens seyn. Scheint nun der Tag gut zu werden, so öffnet man die Fenster bis gegen Abend, wo abermals etwas eingelegt wird, es müßte denn ein recht warmer Abend seyn. Solche giebt es aber äußerst selten; denn im Durchschnitt ist es nach Sonnenuntergang immer kalt, oder wenigstens auffallend kühl, und wenn es auch ein heißer Tag war. Man ist daher mit einer erwärmten Stube sehr zufrieden, und gewöhnt sich bald daran. Der Be-

wohner einer holzarmen Gegend, welcher sich glücklich schätzt, nur den Winter hindurch seine Stube erheitzen zu können, wird über diese Holzverschwendung gewiß schreyen; allein, dies ist es hier nicht, denn die Natur sorgte schon durch Ueberfluß an Holze dafür, daß auch bey dieser steten Consumtion so leicht kein Mangel eintreten kann. Sparöfen und Sparheerde machen daher hier ihr Glück nicht; denn wozu sparen, da es nicht nöthig ist, da ja Jeder nur in den Wald zu schicken und sein Holz holen zu lassen braucht, ohne für das Holz selbst etwas zu bezahlen. Ob aber nicht bey der ungeheuren Consumtion des Holzes durch Grubenbau, Verkohlungen und Verkauf desselben ins Ausland, nach und nach Mangel daran herbey geführt werden könne, das überlasse ich Sachverständigen zur Beurtheilung. Meinen geringen Einsichten nach und den Beobachtungen, die ich auf meiner Reise hierüber anstellen konnte, zufolge, muß er ganz unvermeidlich eintreten; denn die Consumtion steht mit dem Wachsthum des Holzes durchaus in keinem Verhältnisse, und unsere Nachkommen werden es leider! nur zu spät einsehen, daß man jetzt die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat. Wie man mir sagte, so soll auch eine Commission von Hannover nach dem Harze kommen, und den Bestand der Forsten untersuchen, und ausmitteln, ob man ferner noch

so fort wirthschaften könne, wie bisher, oder ob Einschränkungen getroffen werden müssen. Hoffentlich wird diese höchst nöthige Untersuchung vorgenommen werden, und ich will mich herzlich freuen, wenn ich einmal höre, daß noch keine Gefahr da ist; allein ich fürchte nur zu sehr das Gegentheil.

Wenn man in Andreasberg auf jedem Dache eine bis in den Hofraum herabreichende Leiter liegen sieht, welche jeder Eigenthümer des Hauses da immer haben muß, um bey entstehender Feuersgefahr sogleich auf das Dach gelangen zu können; so sollte man glauben, daß kein ausgebrochenes Feuer leicht um sich greifen könne. Allein, das neueste Beyspiel hat das Gegentheil bewiesen. Es war nämlich am 6ten Oktober 1796, wo Andreasberg meist ganz abbrannte. Der Tag war stürmisch, regnerisch und herbstlich, Niemand ahndete ein Gewitter. Plötzlich geschah des Mittags um ein Uhr ein heftiger Donnerschlag, der Blitz zündete, und die Stadt brannte. Der starke Wind fachte die Flamme heftig an, sie fraß um sich, sie wüthete schrecklich und unaufhaltsam. Unerwartet brach sie an mehrern Stellen zugleich aus, daher Viele, welche andern zu Hülfe geeilt waren, welche sich ganz sicher glaubten, plötzlich auch ihre Wohnungen im Rauch aufwirbeln sahen. Keine menschlichen Kräfte waren

im Stande, die Gluth zu dämpfen; und wie hätte dies auch geschehen können, da sich drey Umstände vereinigten, welche zu einer Feuersbrunst nicht günstiger hätten zusammen gefunden werden können, starker Wind, in Holz gehüllte, damit gedeckte Häuser und — sehr mittelmäßige Löschungsanstalten. Was brennt da nicht ab! Um neun Uhr des Abends lagen 249 Häuser in der Asche, waren fünf Kinder und zwey erwachsene Personen umgekommen, und fünfhundert Familien in die traurigste bejammernswertheste Lage versetzt. Aller Habseligkeiten beraubt, theils durch die Flamme, theils durch wirkliche Raubsucht, welche mit jener an Wuth wetteiferte; ohne Obdach, ohne Geld, den Winter vor der Thür — wo nimmt man da den Muth zum Leben her! Zwar theilten ihre Nachbarn in ansehnlichen Haufen von ihrem Ueberfluße mit. Goslar, welches am besten wußte, wie eine Unterstützung der Art in solchen Fällen thue, schickte mehrere Wagen mit allerley Geräthschaften und Victualien. Aus allen Gegenden umher liefen Beyträge, und zwar ansehnliche Beyträge ein *); allein dies konnte doch

*) Einer Nachricht in der Nationalzeitung der Teutschen (7. St. 1799.) zufolge, soll von Auswärtigen die Summe von 11352 Rthl. eingelaufen seyn.

alles nur für den ersten Augenblick helfen, den Schaden einstweilen nur in etwas heilen. Eigentliche wahre Unterstützung durfte man aber auch nicht von daher erwarten, diese mußte natürlich vom Landesherrn geschehen. Der König aber gab — 2000 Thaler *).

Woher es kommen mochte, daß diese Gabe so gering ausfiel, das weiß ich nicht; aber das weiß ich — und zwar aus öffentlichen Blättern — daß der König den Einwohnern der eingeäscherten Reichsvestung Philippsburg — vierzigtausend Thaler — schenkte.

Von Seiten der Regierung geschah indessen noch das, daß sie alles zum Wiederaufbau der Stadt nöthige Holz hauen, und in eine Art von Magazin schaffen ließ, woraus sich jeder das Seine à conto holen durfte. Hier wurde nun nicht aufgeschrieben, wie viel jeder erhielt, sondern erst als die Häuser wieder standen, wurde das hinein verbaute Holz durch geschworne Zimmerleute ausgemessen, wornach jeder dann bezahlen sollte. Welche Irrungen bey dieser Verfahrungsart statt finden konnten, ist leicht

*) siehe vorstehende Nachricht in der National-Zeitung.

einzusehen. Anfangs hielt man von beiden Seiten diese Einrichtung für gut; allein hinterher fand sich bald das Gegentheil. Hätte sich jeder sein Holzbedürfniß selbst und nach seiner Bequemlichkeit aus dem Walde holen können, so wäre er weit wohlfeiler dazu gekommen, als so, wo alles Fuhrlohn und sonstige Nebenunkosten mit in die ganze Masse der Ausgaben geworfen wurden, und einer so viel wie der andere davon tragen mußte. Ein Baumeister und ein Bauconducteur wurden auch nach Andreasberg geschickt, welche den Bau dirigiren sollten; wer diese bezahlen wird, wußte, als ich da war, noch Niemand, da überhaupt noch keine Abrechnung über alle Ausgaben mit Jemanden gehalten worden war, und damals noch Niemand wußte, was er eigentlich zu bezahlen hatte.

Man war Anfangs Willens, die Straßen am Berge weglaufen zu lassen, statt daß sie jetzt an ihm herablaufen. Da nun bey dieser Einrichtung der alte Raum nicht zureichen wollte, so sollte oben beym Schießhause noch weiter hinaus gerückt werden. Man machte auch schon Anstalten dazu, und Andreasberg würde gewiß eine vortheilhaftere Lage dadurch erhalten haben; allein, wie es gewöhnlich bey solchen neuen Anlagen zu gehen pflegt, daß Niemand gern sein altes Plätzchen, seine Grundmauern

und Keller verlassen will, so ging es auch hier. Man widersetzte sich, wenn nicht Schadenersatz statt fände, diesen wollte die Regierung nicht leisten, und so unterblieb es. Andreasberg steht nun wieder auf der alten Stelle. Seine Straßen laufen zum Theil eben so entsetzlich steil wie ehedem in die Höhe, und eine Regelmäßigkeit derselben sucht man vergebens. Bey einer solchen Lauheit gegen eine gefällige Form der Städte, werden wir freylich die schnörkeligen Straßen unserer Voreltern noch viele Jahrhunderte hindurch wieder aufleben sehen.

Andreasberg ist mit sehr vielen Gruben umgeben, deren jede ihre Huthhäuser, ihre Kauen und ihre Kunstgebäude um sich hat. Große Hügel herausgeförderten, grauen Gesteins thürmen sich neben ihnen auf, und werden sie endlich ganz verbergen. Alles scheint aufgewühlt, alles durch Minen gesprengt zu seyn. Einen ganz besondern Abstand machen diese grau-schwarzen Berge mit den schönen grünen Wiesen um sie her. Das fetteste Gras wallt darauf hin, das fruchtbarste Futter entwächst hier dem Boden. Dagegen sieht man sich umsonst nach Getraidefeldern um. Weder dies, noch Gartenland ist zu finden; denn alles ist Berg und Hügel umher, und die strenge Witterung verbietet, Mühe darauf zu verwenden. Grubenbau und Viehzucht sind die

Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die hiesigen Gruben sind unstreitig die reichhaltigsten an Silber auf dem ganzen Harze, indem Arsenikalsilber und Rothgiltig-Erz einzig und allein hier brechen, welche vierzig bis achtzig Prozent halten. Diese reichhaltigen Erze werden hier stets unerwartet, ohne vorherige Bergmännische Anzeigen davon zu haben, auf den gewöhnlichen Gängen in Nestern, wie der Bergmann es nennt, das heißt in großen Haufen beysammen, gefunden. Daher ist es oft der Fall, daß eine Grube, die Schulden halber dem Einstellen nahe war, sich in wenigen Wochen frey baut, da sie sehr häufig in Zeit von acht Tagen für 24000 Thlr. Silber liefert. Die Geschichte der Grube Neufang und Samson bewahrheitet dieses. So wurde zum Beyspiel im Jahr 1722 auf der letztern ein überaus reicher Anbruch von rothgiltigem reichem Kobolt und gediegenem Silbererz gefunden, von welchem in zwey Quartalen nicht nur eine ansehnliche Schuld abgetragen, sondern auch noch über hundert tausend Gülden zur Casse gezahlt wurden, und die Kuxe dadurch auf 1400 Thlr. im Preise stiegen *).

*) v. Rohr, Merkw. d. Oberharzes, S. 270. — Von 1537 bis 1620 gaben die Andreasbergischen Bergwerke überhaupt 370760 Rthlr. Ausbeute.

Das Bergmännische Glück gleicht hier in vieler Hinsicht dem Glücke überhaupt. Der Mensch baut gleichsam das ganze Leben hindurch an einer Grube, aus der er seinen Unterhalt zu fördern sucht. Oft baut er Jahre lang und genießt kaum sein spärliches Auskommen dabey, oft nicht einmal dieses. Wird er unwillig über die undankbare Arbeit, verläßt er die einmal angefangene Grube, sucht er einen neuen Ort zum Einschlagen auf, so ist seine Unstätigkeit oft die Quelle des gänzlichens Ruins; dauert er aber aus, baut er unverdrossen fort, so lohnt ihm eben so oft der schönste Silberblick, und er darf dann alle angewandte Mühe nicht bereuen. — O! daß doch alle die, welche nie mit dem zufrieden sind, was sie haben, welche stets anderswo ihr Glück in der Einbildung zu entdecken glauben, und darüber bey ihrem wirklichen vorübereilen, die immer in der Zukunft leben, und die Gegenwart versäumen, daß doch solche nie das mit ihrem Zustande vergleichbare Schicksal des Bergmannes vergäßen, und ausdauernd auf der Grube fortbauten, welche ihnen die Vorsehung anwies, und nicht murrten, wenn auch ihre Ausbeute nicht immer so ergiebig ist, wie sie wünschen.

Der Rehberger Graben und der Oderteich hatten mir zu gut gefallen, als daß ich sie nicht noch-

mals hätte besuchen sollen. Ich ließ daher den geraden Weg nach Clausthal unberührt, und schlug den über den Rehberger Graben dahin führenden, freylich etwas längern, ein. Was schon mehrere Schriftsteller über den Harz äußerten: daß nämlich die Schönheiten des Rehberger Grabens, wenn man ihm entgegen geht, weit sichtlicher, die Felsenparthien weit pittoresker seyen, muß auch ich als richtig unterschreiben. Alle Bilder dieses erhabenen Weges haben, von dieser Seite betrachtet, ein weit größeres Interesse, erregen einen noch höhern Grad der Bewunderung und des Anstaunens. Es ist dies gleichsam der Avers derselben, daher ich auch jedem, der Freund solcher Schönheiten ist, anrathe, wenn er den Weg nicht hin und her machen kann, ihn, wo möglich heraufwärts zu nehmen.

Als ich den Oberteich fast erreicht hatte, setzte ich mich nieder, um zu ruhen. Die Luft war warm, alles um mich her still und schweigend. Meine ermatteten Glieder streckte ich aufs Heidekraut hin, und ehe ich es gewahrte, überraschte mich eine Müdigkeit, und meine Augen fielen zu. Ich konnte so ungefähr eine Viertelstunde geschlummert haben, als — nie will ich diesen Augenblick vergessen — als eine sanfte Musik mich weckte. Wer sich ganz in die Lage zu versetzen vermag, in der ich mich be-

fand; wer die Wildniß kennt, in der ich war, wo kein lebendes Wesen zu erspähen ist, und den Eindruck erwägt, welchen diese sonderbare Erscheinung, welchen die reine Harmonie der fernen Töne auf meine durch den Schlummer etwas zerstreuten Sinneswerkzeuge hatten; der wird es gewiß nicht schwärmerisch, nicht phantastisch finden, wenn ich ihm sage, daß ich mich von überirdischen Wesen umgaukelt, daß ich Sphärenmusik zu hören glaubte, daß ich es nicht wagte, mich aufzurichten und umher zu blicken, um die mich umschwebenden Huldgöttinnen dieser Wälder nicht zu verscheuchen, und mich dem süßen Genuße der Wirkungen ihrer Harmonieen nicht zu entrücken. Ich wollte nicht gern die angenehmen Empfindungen stören, die ein Vergessen meiner selbst erzeugt hatten; ich wollte nicht gern diese glückliche Täuschung verscheuchen, die mein Ich hinüber in überirdische Sphären gerückt hatte; ich wollte so lange als möglich diesen Zauber erhalten, in den ich mich so himmlisch verschlungen, in dem ich alle Bande, die uns an das Irdische fesseln, aufgelöst fühlte.

So lag ich fünf, so lag ich zehn Minuten. Ich glaubte jeden Augenblick, das Gaukelspiel würde verschwinden, die Täuschung sich enden; allein, sie dauerte fort. Ich richtete mich auf, — sie dauerte fort.

Wachst du, oder hat der Gott der Träume sein Spiel mit dir? — Hörst du wirklich diese schönen, harmonischen Töne, oder ist es der Anklang deiner oft zu schwärmerischen Phantasie, die dich mit solchen Bildern umgaukelt? — Solche Fragen kreuzten sich in mir, und ich wagte es nicht, zu untersuchen.

Erst, als sich ein sanftes Adagio geendigt hatte, und ich während einer kleinen Pause zu mir selbst kam, forschte ich der Ursache dieser sonderbaren Erscheinung nach, ging bis an das Ende des Grabens, stieg auf den Oderteichdamm, und erblickte da — sechs wohlgekleidete Menschen mit Instrumenten an der Erde sitzen. Es war eine Gesellschaft sogenannter Prager, die über dem Brocken nach Goslar zum Vogelschießen gehen wollte, und sich das Vergnügen gemacht hatte, zu hören, wie sich zwischen diesen Bergen Musik ausnähme. Ich lagerte mich einige Schritte von ihnen, bat sie fortzufahren, und verließ diese wirklich braven Spieler erst nach einer guten Stunde.

Auf dem ganzen Wege, vom Oderteich bis nach Clausthal, der immerfort durch Tannenwald geht, fand ich nur Eine von Menschen bewohnte Stelle. Diese war das sogenannte Dammhaus, ein Wirthshaus, das dem Sperbesheyer Damm gegenüber

liegt, und wohin die Clausthaler öftere Schlittenfahrten veranstalten. Durch diese wenige Abwechselung erhält dieser Weg eine ermüdende Eintönigkeit, und verursacht Langeweile. Es haben zwar Tannenwaldungen für den, der sie nicht gewohnt ist, anfangs viel Anziehendes. Ich konnte mich wenigstens nicht satt sehen an den himmelan strebenden, schlanken und majestätischen Bäumen; allein, dieser Reiz verliert sich gar bald, wenn man mehrere Tage lang nichts als die ewig dunkelgrünen Nadeln, nichts als liniengerechte Stämme, und gar keinen andern Baum sieht, und die Sehnsucht nach einem Laubholzwalde tritt an seine Stelle. Anziehender aber noch ist ein Gemisch von Laub und Nadelholz, wie man es auf den Vorharzischen Gebirgen antrifft, wo der Tanne schlanker Wuchs, ihr melancholisches Grün, eine gute Wirkung zwischen den sanftern Farben vielfacher Laubbäume erzeugt.

Das Bemerkenswertheste auf dem ganzen Wege nach Clausthal war mir der Sperbeshayer Damm. Es ist dies eine zweyte große und kostspielige Wasserleitung, welche zum Behuf der Clausthalschen Grubenkünste, besonders des Burgstedter Zugs, 1732 angelegt wurde. Mehrere Bäche und Quellen sind in ihn geleitet, die er theils durch Berge hindurch, theils über Thäler hinweg, mittelst auf-

geführter Dämme, auf einem schlangenförmigen Wege von eilf Stunden bis nach Clausthal führt. Seine Anlage soll 34233 Thlr. gekostet haben. Ungefähr eine Stunde lang ging ich neben ihm weg, dann verlor er sich wieder von mir.

So wie ich den Wald ganz verlassen hatte, lag Clausthal mit Zellerfeld in seiner ganzen Länge, von den schönsten Wiesen umgeben, vor mir ausgestreckt. Es war trübe und regnerisch. Die Wolken hatten sich tief herabgesenkt, sie hüllten schon die Gipfel der Berge in ihren dichten Schleyer ein, und während ich so saß, und die Gegend umher besah, öffneten sich plötzlich die Schleußen des Himmels, und der Regen goß in heftigen Strömen auf mich herab. Das nächste Obdach, unter welches ich mich flüchtete, war ein Grubenhaus. Die Bergleute saßen darin eben an ihrer Mittagstafel, wo trocknes, schwarzes Brod und ein Krug weißen Bieres servirt wurden. Mit Selbstzufriedenheit und Wohlbehagen verzehrte jeder das Seine, und so wie dies geschehen, und die Sanduhr, welche jeder im Busen bey sich führt, besehen war, wurden die Grubenlichter wieder angezündet, und hinabgefahren.

„Will här met?“ fragte mich der letzte, als ich neben der Grube stand, und einen nach dem andern

von der Erde verschlingen sah. Ich dankte ihm. Er stieg hinunter, und der Schimmer seines Lichtes verlor sich, gleich dem der übrigen, in der Tiefe. Ein finstrer Abgrund gähnte mich an, eine Stille, wie die Grabesstille, stieg herauf, um mich her war kein Mensch mehr, da kurz zuvor erst noch das ganze Haus angefüllt war; mich ergriff ein banger Schauder, ich eilte hinaus durch den dichten Regen, fort nach Clausthal.

Clausthal und Zellerfeld.

Clausthal, die erste unter den sieben Harzbergstädten, oder, wenn man will, die Hauptstadt des Harzes, denn keine der übrigen erreicht ihre Größe, liegt im Fürstenthum Grubenhagen, 1955 Fuß *) über die Meeresfläche erhaben, und 1749 Pariser Fuß niedriger als die Brockenspitze.

Sie enthält nahe an 900 Feuerstellen, die öffentlichen Gebäude mit eingerechnet, und 8000 Einwohner. Keine Thore verschließen ihre Eingänge, keine Mauer umgiebt sie; überall steht sie offen, wie dies der Charakter aller Bergstädte ist, da die Bergleute zu jeder Tageszeit müssen ungehindert ein- und ausgehen können.

Sie dehnt sich sehr in die Länge auf zwey Hügeln hin, hat mehrere Seitenstraßen, welche wie Arme von der Hauptstraße ausschießen, und ist mittelmäßig, jedoch ziemlich überall gepflastert. Wegen der Abhängigkeit der mehresten Straßen ist das

*) nach de Lüc.

Pflaster stets sehr reinlich; denn der geringste Regen, woran es hier gar nicht mangelt, leckt den Schmutz gleich weg.

Ihre Hauptstraße ist eine gute halbe Stunde lang, wenn man nämlich ihren Anfang oben beym Schießhause, und das Ende an der Grenze vor Zellerfeld annimmt. Mit einem Blicke läßt sie sich aber nicht übersehen, da sie theils zweymal Bergauf und Bergab läuft, theils auch die Häuser selbst nicht in gerader Linie stehen.

Die Häuser sind nie anders als nur einmal übersetzt, und größtentheils auf rußische Manier gebaut, nämlich: statt des sonst gewöhnlichen Mauerwerks sind die Fächer mit über einandergelegtem Holz ausgefüllt, mit Moos verstopft, und von außen dann mit Bretern oder Schindeln, vom Dache bis an die Erde herab, bekleidet. Dieses Gewand hat man fast allen Häusern, selbst den Kirchen, umgeworfen, und nur wenige sind unbedeckt geblieben. Durch diese Vermummung erhalten sie alle das Ansehn von bretternen Kasten, worein man Löcher geschnitten, und sie mit Fenstern ausgesetzt hat. Welchen unangenehmen, widrigen Eindruck der Anblick einer solchen Menge aschgrauer Holzmassen macht, empfindet gewiß jeder, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist. Die Härzer hingegen suchen eine Art

von Schönheit darin, ihren Wohnungen dies Kleid zu geben, und finden nicht so bebreterte weniger hübsch. Ländlich, sittlich. — Mir hat diese Zierde nie behagen können; auch fand ich eben nicht so große Vortheile mit dieser Bauart verknüpft. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß Regen und Wind weniger beschädigen können, und solche Häuser dadurch etwas mehr gegen die eindringende Kälte gesichert und wärmer sind, als nakte; allein, den Uebelstand für das Auge abgerechnet, so ist es doch gewiß sehr gefahrvoll und ängstlich, in einem Hause zu wohnen, das rings herum mit so leicht entzündbarem Tannenholze umgeben ist, wo man gar keine Rettung erwarten darf, wenn die Flamme erst Wurzel gefaßt hat.

Beyspiele davon sind in Menge vorhanden. In keinem Striche Landes der Größe hat die Flamme wohl schrecklicher gewüthet, als auf dem Harze. Jeder Brand legte gleich mehrere hundert Häuser in die Asche. Clausthal liefert besonders häufige Belege hierzu. Im Jahre 1631 brannten vier und vierzig, im J. 1634 in sechs Stunden hundert und sechs und sechzig, im J. 1639 binnen drey Stunden drey und funfzig, im J. 1724, vierhundert Wohnhäuser, und dreyhundert Nebengebäude, im J. 1737, hundert und zwey und neunzig Häuser ab. Goslar,

Andreasberg, Zellerfeld, Haßelfelde und mehrere Städte des Harzes sind alle einige mal fast ganz verzehrt, und ihre Bewohner dadurch in das drückendste Elend versetzt worden; aber dennoch, bey allen diesen schrecklichen Beyspielen, wo es Niemand ableugnen kann, daß die Art zu bauen den Feuersbrünsten den größten Vorschub leistete, läßt man doch nicht davon ab, baut immer wieder nach der alten Weise auf. Zwar hat die Polizey untersagt, die Häuser fernerhin mit Schindeln, sondern befohlen, sie mit Thonziegeln zu bedecken; sie hat verordnet, daß auf jedem Dache eine Löschungsleiter liegen soll, und daß nicht mehr als zwey Häuser an einander stoßen sollen; allein, dadurch wird noch nicht viel gewonnen seyn, besonders wenn das erste Gebot — du sollst nicht mit Schindeln decken, — so schlecht wie bisher befolgt wird.

Weder in, noch um Clausthal ist eine Stelle, wo man es mit einem mal ganz überblicken könnte, da die Thürme, so wie die nahen Hügel, zu niedrig dazu sind. Man sieht daher nur immer einen Theil davon, nie das Ganze. Der höchste und beste Punkt ist noch die Windmühle. Von ihr herabgesehen, zeigt sich fast ganz Clausthal und Zellerfeld, daher jeder Fremde wohl thun wird, sie zu besuchen. Man sehe aber Clausthal, und über-

haupt jede Bergstadt an, von welcher Seite man wolle, so wird ihr immer das eigentliche Städtische mangeln. Auch das Leben auf den Straßen fehlt ihnen. In Clausthal sah ich außer dem Markttage wenige Menschen. Fünf Minuten lange Pausen habe ich gefunden, wo auf der Hauptstraße keine Seele zu entdecken war, wo ein gänzlicher Stillestand alles Lebens und Wirkens eingetreten zu seyn schien. Dies kommt meines Erachtens aber daher, weil der größte Theil der Einwohner Bergmann ist, und diese Classe den ganzen Tag über in den Gruben steckt, die Weiber derselben auswärts herum gehen, Lebensbedürfnisse einzutragen, und erst Abends heimkehren.

Die oberste und wichtigste Stelle in Clausthal, so wie überhaupt im ganzen Hannöverischen Harzantheile, ist die des Berghauptmanns. Von ihm hängt fast alles ab, er dirigirt das Ganze, und man kann ihn daher mit Recht und im vollen Wortverstande, den Fürsten des Hannöverischen Harzes nennen. Zwar müssen alle seine Vorschläge, Anordnungen und Entwürfe von einiger Wichtigkeit, vorher erst von der Cammer in Hannover, unter welcher er steht, genehmigt werden; wenn er aber Verstand und Klugheit genug besitzt, sokann er diese gängeln und zügeln wie er will, da er ja gleichsam

ihr Sehrohr ist, und es ja nur auf ihn ankommt, getrübte oder gefärbte Gläser einzuschieben. Gewisse Stellen aber kann er vergeben und wieder nehmen, Menschen absetzen und anstellen. Was Wunder also, daß es in Clausthal gerade so zugeht, wie an einem kleinen Hofe! daß dem Herrn Berghauptmann eben so die Cour gemacht, geschmeichelt, daß sich eben so vor ihm gebückt, gekrochen, um seine Gunst gebuhlt, seinen Neigungen gefröhnt wird, und Schmeichler, Speichellecker und Ohrenbläser sich eben auch so um seinen Stuhl winden, wie alles dies dort um die Throne geschieht! So wie da die Schritte und Handlungen der Diener genau beobachtet, die minder guten durch konvexe, die guten durch konkave Gläser beurtheilt werden; so wie da die geringste Kleinigkeit oder Eigenheit den Grad der Gnade oder Ungnade bestimmen, überall besoldete Spione herum schleichen, die häuslichen Verhältnisse, das Thun und Lassen derselben, jede unschuldige Aeußerung des Unbefangenen zu sehen und zu hören, und im verkehrten Lichte wieder anzubringen; gerade so geht es in Clausthal auch, jedoch weniger noch jetzt, als ehedem.

Gewöhnlich ist dem Berghauptmann noch ein Vice-Berghauptmann beygeordnet. Ersterer wohnte in Clausthal, letzterer in Zellerfeld. Seit eini-

gen Jahren aber schon ist die Berghauptmannsstelle nicht wieder besetzt worden, theils um die Besoldung zu ersparen, theils weil man gefunden hat, daß Eine Person die Geschäfte beider Stellen versehen kann. Seitdem wohnt auch der Viceberghauptmann immer in Clausthal. Gegenwärtig war es ein Herr von Meding. Während seiner Regierung hat er mehrere Beweise an den Tag gelegt, daß er das Gute will. Er hat dabey vortrefliche Kenntnisse, und ist wirklich thätig, arbeitsam und sehr gefällig.

In seinem Hause geht es sehr anständig her. Er hat oft Gesellschaften, wo ein ziemlich munterer, ungezwungener Ton herrscht, und von seiner Seite viel Humanität gezeigt wird. Indessen hat man doch auch Beyspiele, daß er Sollicitanten und Nicht-Sollicitanten stundenlang — nicht etwa im Vorzimmer, sondern in der Bedientenstube — warten ließ, ehe es ihm beliebte, einige Augenblicke gnädiges Gehör zu ertheilen.

So wenig man es erwarten sollte, so ist es doch wirklich mehrentheils der Fall, daß Menschen, welche auf der Stufenleiter des Zufalls und günstiger Umstände in die Höhe klimmten, immer stolzer, immer anmaßender gegen diejenigen sind, welche sonst ihres Gleichen waren, immer strenger in der Be-

handlung ihrer Untergebenen werden, als solche, welche die Gebart gleich hinauf hob.

Man spricht wenig, und immer mit einer Art von Furcht und Besorgniß von ihm, aber im Ganzen doch mehr noch, als vom Könige. Dieser steht für die Clausthaler mehr im Hintergrunde, da sie seiner Protektion weniger, als der des Berghauptmanns bedürfen, welcher ihnen nutzbarer und nachtheiliger seyn kann. Denn, was er will, was er vorschlägt, das billigt der König gewiß; wen er beglücken und emporheben will, dem ist der König auch nicht abhold. Natürlich empfinden daher die Clausthaler den wohlthätigen Einfluß ihrer Nebensonne mehr, als den der Londonschen Hauptsonne, und wer wird es ihnen verargen, daß sie die ihnen nähere mehr anbeten, und dadurch gleichsam zu einer Art feiner Abgötterey verleitet werden.

Auch vermehrt diese Lauheit noch der Umstand, daß den König fast Niemand persönlich kennt, und er für den größten Haufen nur ein unsichtbares höheres Wesen ist, das er sich allenfalls nur in Gyps-Abdrücken oder Kupferstichen vorstellen kann.

Bey dem allen affectirt man, doch dies nicht allein hier, sondern fast im ganzen Hannöverischen, eine Art von Anhänglichkeit, wenn von ihm gesprochen wird, und feyert alljährlich seinen Geburtstag,

oder stellt Freudenfeste an, wenn er von einer Krankheit genaß, oder von einem Unfalle gerettet wurde. So stellte man zum Beyspiel ein großes Fest im ganzen Churfürstenthum und seinen Anhängseln an, als der König vor einigen Jahren von einem blödsinnigen Menschen mit einem stumpfen Messer beynah ermordet, aber noch gerettet wurde. Das ganze Land tanzte vor eingebildeter Freude, auch die Clausthaler sprangen mit, und das Fest erhielt den Namen: „das stumpfe Messerfest,“ den es noch bis auf diese Stunde hat. Gewiß hat man auch wieder ein solches Freudenfest angestellt, als Hadfield vergebens nach ihm schoß.

Georg der zweyte wurde von den Hannoveranern sehr geliebt, mehr noch als sein Nachfolger. Diese Liebe hatte er sich theils dadurch erworben, daß er das Chnrfürstenthum Hannover weniger als Nebenland betrachtete, theils weil er es auch bisweilen besuchte. Diese Umstände waren es aber gerade, welche bey den Engländern eine Unzufriedenheit mit ihm erzeugten, indem sie glaubten, daß er das Stiefkind mit ihrem Gelde bereichere. Bey Georg dem Dritten ist es aber ganz der umgekehrte Fall. Dieser steht bey den Hannoveranern in dem Verdachte, daß er ihr Geld auf seine Insel bringen lasse, und sie schließen daraus, daß er sie noch gar nicht

besucht hat, auf eine Gleichgültigkeit gegen sie. Ob sie in Ansehung der ersten Beschuldigung Recht haben, weiß ich nicht; was aber die zweyte anbetrifft, so thun sie ihm gewiß Unrecht. Er käme gern nach Hannover; allein, er darf nicht, denn er ist zu sehr Sclav seiner Engländer.

Eine der glänzendsten Epochen in Clausthal ist jährlich die Abnahme der Bergrechnungen. Zu diesem Geschäfte kommt eine Deputation der Hannöverischen Cammer, die gewöhnlich aus dem Minister, einem Cammerrath, einem Secretair und zwey Calculatoren besteht, nach Clausthal. Diese Gesandtschaft wird mit vielem Gepränge eingeholt, und unterm Anstaunen der Menge in die Stadt geleitet. Gewöhnlich hält sie sich acht Tage lang hier auf, während welcher Zeit auf Regiments-Unkosten gelebt wird, und die Gewerkschaften größtentheils die Zeche bezahlen müssen.

Täglich ist dann Cour, und einmal große Tafel. In diesen Courstunden läuft nun alles hin, was auf dem ganzen Hannöverischen Harze, und einige Meilen in die Runde, im entferntesten Sinne von der Gnade und Protektion des Ministers leben muß. Natürlich summt sich da eine ganz beträchtliche Zahl Seelen auf, wozu, wenn jede eine nur fünf Minuten lange alleinige Audienz haben sollte, gewiß ein

Zeitraum von mehrern Wochen kaum zureichend seyn würde. Um diesem nun abzuhelfen, und beiden Theilen das Geschäft zu erleichtern, verfährt man folgendergestalt. Ein ganzer Trupp von zwanzig und mehrern Personen wird mit einemmale in das Audienzzimmer geschoben, paßirt da in einem Halbzirkel vor den Herrn vorüber, verbeugt sich tief, und geht dann wieder hinaus. Auf diese Weise kann in einer Stunde schon eine ganz beträchtliche Parthie auf die Seite geschafft werden.

Einen Tag ist, wie ich schon gesagt habe, große Tafel. Hierzu werden die vornehmsten Bergofficianten des Harzes, bis auf den Bergmeister herab, und auch andere Honoratioren der Stadt eingeladen. Dieser Tag heißt: der dicke Tag; ein Ausdruck, der überhaupt in der Gegend üblich ist, und einen recht glänzenden, prunkvollen Tag bezeichnet. Da wird denn aufs schönste und prächtigste gespeist und gezecht. Vor Zeiten ging es auf diesem Gelage äußerst lustig zu, und wenn erst einigemal die Gläser erklungen waren, so legte einer nach dem andern seine hohe oder ehrfurchtsvolle, seine protegirende oder submisse, seine anmaßende oder bescheidene Larve bey Seite, und der Wein verbreitete Freyheit und Gleichheit umher, bis er einen nach dem andern wieder gefesselt und darnieder ge-

worfen hatte. Jetzt aber geht es weit steifer und stiller zu. Jeder behält seine angenommene Maske, im Nacken fest zugebunden, und man steht mit vollen Verstandeskräften (wer nämlich dergleichen mitgebracht hat) wieder auf. Nur Ein Gebrauch hat sich aus alten Zeiten her noch erhalten. Es geht nämlich an der Tafel eine maßiv-silberne, inwendig vergoldete Kanne herum, die acht Maaß Wein faßt, und in welcher eine kleine silberne Leiter steht. Diese Kanne geht von Mund zu Mund, wo jeder eine, oder, nachdem ihm diktirt wird, auch mehrere Sprossen der Leiter tief ausleeren muß. Trifft es nun der Trinkbande nicht gerade so, daß er bis an die ihm bestimmte Sprosse gelangt; hat er vielleicht etwas mehr oder auch weniger getrunken, so wird ihm sogleich noch eine oder mehrere Sprossen zu trinken zuerkannt, welches er auch thun muß, da Niemand ihm die Kanne abnimmt, wodurch denn mancher Scherz veranlaßt wird.

Vor zehn bis zwölf Jahren war einmal ein gewisser de la Tour, Domherr des Klosters Riesenberg bey Goslar, zu diesem Feste mit eingeladen. Die Kanne kam auch an ihn, mit der Auflage, eine Sprosse tief zu trinken. Diese Aufforderung hielt er für die schönste Gelegenheit, seine domherrlichen Kenntnisse auf eine eclatante Art an den Tag zu

legen, und zu beweisen, daß das seinem Stande seit Jahrhunderten bereits anklebende Verdienst des guten Zechens noch nicht dahin sey. Er ergriff daher die Kanne, setzte an, und leerte sie in einem Zuge bis auf die letzte Sprosse aus; schluckte mithin nicht mehr als achtehalb Maaß Wein in sich. Dazu gehört warlich ein Domherrnmagen!

So unglaublich diese wirklich etwas unwahrscheinliche Begebenheit manchem vorkommen möchte, so ist sie doch ganz zuverläßig wahr, wovon sich Jedermann wird überzeugen können, wenn er den ersten den besten in Clausthal deshalb befragt. Dieser erstaunliche Schlucker starb vor einigen Jahren erst in Hamburg, wahrscheinlich an den Folgen seiner Geschicklichkeit.

Den geselligen Ton in Clausthal kann ich eben nicht rühmen. Spiel und Wein, diese meist unlautern Behelfe des Vergnügens, sind darin stets an der Tagsordnung. Wo diese, besonders der letztere, nicht Leben verbreiten, da herrscht die eintönigste Unterhaltung. Zwar hört man wohl hin und wieder von Berg- und Hüttenmännischen Gegenständen reden; aber doch auch wenig, weil jeder fürchtet, die Meinung des andern zu beleidigen, oder mit der seinigen bey der hohen Behörde anzustoßen. Von wissenschaftlichen Dingen anderer Art

wird gar nicht gesprochen, und eine geistreiche Cultur sucht man durchaus vergebens. Und wie kann dies auch anders seyn, da man Personen, welche sich über wissenschaftliche, gelehrte Sachen unterhalten wollen, nicht leiden mag, sie verächtlich behandelt, besonders wenn sie nicht in die etwas abgeschmackten Späschen mit einstimmen, und weder am Spiel noch am Trinken Theil nehmen mögen. Ein Mann von wissenschaftlicher Kultur wird daher gewiß sein Glück in den Clausthaler Zirkeln nicht machen, wenn er nicht die Kunst versteht, seine Geistesüberlegenheit so wenig als möglich hervor blicken zu lassen, und alles zu meiden, was den Clausthaler an seine Geistesarmuth erinnern, und unangenehme Gefühle in ihm erzeugen könnte.

Woher diese wenige geistige Kultur kommen mag? welches die Hauptursachen ihrer Unterdrückung seyn mögen? — das wage ich nicht zu entscheiden, sondern überlasse es dem längern Beobachter. Zu leugnen ist es übrigens nicht, daß im Harzer überhaupt viel Geist oder Anlage steckt, und viel aus ihm gemacht werden kann, wenn er unter gute Hände geräth. Daß dies aber so wenig geschieht, ist mir ein Räthsel, das, wie gesagt, nur ein längerer Beobachter wird lösen können.

Den Rector Rettberg und Conrector Harmsen ausgenommen, giebt es nicht einmal

einen Schriftsteller von einiger Bedeutung in Clausthal, welche doch sonst in unsern schreibseeligen Zeiten eben nicht selten sind. Auch sind mir wenige oder gar keine guten Köpfe bekannt, die aus Clausthal hervor gegangen waren und anderwärts Aufsehen erregt hätten. Sollte vielleicht das rauhe Klima, die eintönigen, schmucklosen Gegenden daran schuld seyn? Unter einem heitern und milden Himmelsstriche gedeihen Pflanzen der Art freilich besser, und der Geist keimt weit freyer auf, als in einem rauhen, fast immer bewölkten. Der menschliche Verstand gleicht gewiß in vieler Hinsicht einer zarten Staude, die bey den besten Kräften emporzustreben, dennoch verkrüppelt, wenn Kälte und ewige Nordwinde ihr Mark verderben, ihre Keime zerstören.

Gleichen Einfluß hat aber auch das Klima auf die körperliche Bildung des Menschen, wovon man sich in Clausthal fast überzeugt fühlen muß. Nicht ein einziges schönes weibliches Gesicht habe ich auffinden können, ob ich gleich mehrere Tage in Clausthal war, und besondere Aufmerksamkeit darauf verwendete. Lauter verbildete, nichts sagende, ja mit unter häßliche Physiognomieen blicken einen an. Die rauhe Luft hat sie blaß erhalten, hat sie im Entfalten zerdrückt und gestört, wobey die Lebens-

art, die Beschäftigung, vorzüglich das viele und schwere Tragen und Steigen in den Gebirgen thätig mitwirkte. Selbst in den höhern Ständen sucht man umsonst eine feine körperliche Bildung. Ich hatte Gelegenheit, so ziemlich alle Damen der Stadt nach und nach zu sehen; allein — sie mögen es mir verzeihen, wenn ich die Wahrheit sagen muß — ich fand keine einzige schöne Figur darunter. Nur eine Knospe erblickte ich, die schüchtern die aufblühenden Reize in sich selbst noch verbarg, aber doch so viel ahnen ließ, daß sie einst, wenn sich erst das Inkarnat ihrer Wangen, die blendende Fülle des steigenden Busens mehr entfalten würde, wie die Königin der Blumen, die Rose, über alles um sie her mit liebevoller Huld, mit unwiderstehlichem Blick hervorragen werde. — O dreymal Glücklicher, du Unbekannter, der du einst diese Knospe pflücken — brechen wirst ! ! !

Etwas, worüber ein Fremder lächeln muß, wenn er in Clausthal in Gesellschaften ist, sind die fürs weibliche Geschlecht ganz unpassenden Titulaturen der Männer. Wer es nicht fühlen will, wie abgeschmackt wir Teutsche in diesem Stücke handeln, wie lächerlich es ist, den Weibern die Charactere und Prädikate der Männer, weiblich geendigt, beyzulegen, der gehe nur in eine Reichsstadt, oder in

eine Gegend, wo viele Bergbedienten wohnen *). In ersterer kann er schon närrische Titel hören, als: Frau Senator-Servirn, Frau Achtmännin, Frau Quatuorvirn, Frau Syndikußen, Frau Worthalterin und so fort; in letzterer aber noch lächerlichere, als: Frau Bregdrostin, Frau Vicezehendnerin, Frau Zehendgegenschreiberin, Frau Eisenhüttenreiterin, Frau Vicehüttenreiterin, Frau Puchverwalterin, Frau Geschworne, Frau Einfahrerin, Frau Bergprobirerin, Frau Berggegenprobirerin, Frau Knappschaftsschreiberin u. s. w. Wer vermag bey diesen Titeln sich des Lachens zu enthalten! — Ich würde wenigstens verlegen werden, und erröthen müssen, wenn ich zu einem Frauenzimmer sagen sollte: Frau Einfahrerin, Frau Gegenprobirerin. Und wer könnte wohl bey einem Gespräche, wie folgendes — das ich zwar hier fingire, welches aber doch sehr leicht geführt werden kann, und gewiß oft schon geführt worden ist — gleichgültig bleiben? wer nicht laut lachen müssen? —

A. Ergebene Dienerin, Frau Zehndgegenschreiberin, befinden Sie sich noch wohl?

*) Auch in Wien habe ich neuerdings Titel gefunden, die so sonderbar als unverständlich klingen, z. B. Hr. Hofzöhrgaadner, Hr. Raitrath, (Rechnungsrath) Hr. Stallübergeher, Hr. Klampferer u. s. w.

B. Ihnen zu dienen, Frau Eisenhüttenreiterin, recht wohl.

A. Waren Sie gestern nicht bey der Frau Bergprobirerin?

B. Aufzuwarten, ja. Ich war mit der Frau Geschwornen und der Frau Obersteigerin bey der Frau Bergprobirerin, von wo wir dann Abends zur Frau Knappschafftsschreiberin gingen.

A. Hätte ich das gewußt, so wäre ich auch mit der Frau Vicezehendnerin, welche bey mir war, zur Frau Knappschafftsschreiberin gekommen, denn bey der Frau Püchverwalterin hatten wir viel Langeweile.

B. Wollen Sie morgen mit zur Frau Vicehüttenreiterin gehen, so lasse ich es noch der Frau Berggegenprobirerin sagen? u. s. w.

Mit dem Worte „Madame“ wären alle diese Weitläuftigkeiten gehoben, und ein Fremder der Verlegenheit entrissen, in die ihn das Aussprechen dieser kauderwälschen, gleich mosaischer Arbeit, aus so verschiedenartigen bergmännischen Geschäften, zusammengesetzten Titel versetzt; allein, das nimmt man in Clausthal so gut übel, als wenn ich in Dresden der Frau Vice-Cammer-Credit-Commißions-Buchhalterin, oder der Frau Ober-Zoll-

und Geleits-Gegenschreiberin ihre zehn bis vierzehn langen Sylben Titulaturen — zu deren Aussprechung die Lunge eine ganz beträchtliche Luftportion nöthig hat — nicht zukommen lassen wollte; überhaupt sind die Clausthaler Damen äußerst titelsüchtig, weit mehr noch als die Bernburger, und als es ihre Männer sind, und können es nicht begreifen, wie es möglich ist, daß eine Dame von Stande mit der simpeln Benennung „Madame“ zufrieden seyn kann.

Fehlt es dem Clausthaler gleich an schönen weiblichen Formen, an einer für den Geist nahrhaften Unterhaltung, so hat er dagegen eine gewiße Rechtlichkeit und Solidität in seinen Handlungen aufzuweisen, die ihrer Seltenheit wegen um so mehr Achtung erweckt. Er hat diese Tugenden mit jedem Hannoveraner gemein; denn, im Durchschnitt genommen, sucht man sie bey Keinem vergebens. Den Hannoveraner kann man einen Mann von Wort nennen. Was er mir schlechtweg verspricht, darauf rechne ich weit mehr, als auf das, was mir ein Sachse, und besonders ein Chursachse, mit den theuersten Schwüren, und mit dem Zusatz: „auf Ehre“ zusagt. Jener hält sein Wort gewiß; denn seine rechtliche Denkungsart erlaubt es ihm nicht, zum Lügner zu werden; die-

ser weiß mit tausend glatten, zierlichen Worten sein Versprechen zurück zu nehmen, und durch komplimentirende Floskeln seine nichtsbedeutende, schon manchmal zum Pfande angebotene Ehre auf eine gute Manier wieder zu erhaschen, um sie gleich darauf von neuem zu verhypotheciren. Er ist jeden Augenblick bereit, ein Versprechen zu thun, dessen Erfüllung in der folgenden Stunde schon vergessen ist; er bietet ohne Umstände seine Dienste, seine hülfreiche Hand an, und wenn man davon Gebrauch machen will, entschlüpft er wie ein Aal; er ist in der zweyten Minute des fremdesten Menschen innigster Freund, löst aber eben so geschwind wieder das geknüpfte Band, wenn nur einige Gefahr für ihn daraus entspringen zu können scheint. Ganz entgegengesetzt verfährt aber der Hannoveraner. In seinem Character ist Festigkeit die Basis. Er verspricht nicht eher, bis er überzeugt ist, Wort halten zu können; er hilft mir zuverläßig, wenn er es mir zusagte; er ist mein Freund ganz, und im umfaßendsten Sinne des Worts, wenn er mich erst nach langer Prüfung seiner Freundschaft werth gefunden hat.

Schade ist es, daß er bey diesen Vorzügen einen nicht geringen Grad von Stolz oder wenigstens zurückstoßender Kälte besitzt. Dem Fremden

fällt dies gewaltig auf. Er weiß in der That nicht, was er von dem Betragen der Menschen denken soll, wenn er in eine Gesellschaft von ihm bis dahin noch ganz unbekannten Personen kommt. Ein frostiges Kompliment ist fast alles, was er erhält, und nun wird er seinem Schiksal überlassen. Sucht er nun nicht selbst Bekanntschaften anzuknüpfen; kann er sich nicht über dies an Verächtlichkeit grenzende Betragen hinwegsetzen; so darf er gewiß darauf rechnen, so unbekannt mit seiner Gesellschaft beym Weggehen noch zu seyn, als er es beym Eintritt in dieselbe war, denn ihm nähert sich keiner zuerst, jeder will gesucht seyn. Ich kann für diese hannöverische Eigenheit kein anderes Wort finden, als Stolz; denn der ist es wirklich. Woraus er aber entspringen mag? das ist mir ein Räthsel. Ich habe mit mehrern vernünftigen Hannoveranern darüber gesprochen, und nach der Ursache davon gefragt; allein, sie wusten sie mir eben so wenig anzugeben, und meinten alle, daß er von Natur in ihrem Character zu liegen scheine, daß er ihnen angeboren sey, und sie sich ihn nicht zu nehmen vermöchten. — Wollen sie dadurch dem stolzen Britten ähnlicher werden? ich sollte es nicht glauben, denn dieser wird von ihnen durchgehends nicht geliebt.

Steht man bey dem hannöverischen Bürgerlichen noch im Zweifel, ob man ihn für wirklich

stolz halten soll oder nicht, so kann man sich desto schneller erklären, wenn vom Adel die Rede ist. Es giebt gewiß nicht leicht eine Nation auf unserer Erde, selbst den Spanier mit eingeschlossen, deren Adel einen solchen unerträglichen Stolz besäße, als der Hannöverische besitzt. Wer sich hiervon überzeugen will, der gehe nur nach Hannover in eine adliche Gesellschaft, oder nach Pyrmont.

Das schönste Gemälde des hannöverischen Adelstolzes hat uns Großmann in seinen sechs Schüsseln aufgestellt. Treffender und beißender hätte keine Persiflage darauf geschrieben werden können. Großmann hatte wirklich diese Absicht. Er schrieb, und gab es auch zuerst in Hannover; allein Sinnesänderung hat er gewiß nicht bewirkt, sondern sich eher den Haß des ganzen Adels zugezogen; denn

Vergebens bleichst du einen Mohren,
Umsonst bekehrst du einen Thoren,
Der Mohr bleibt schwarz,
Der Thor bleibt dumm.

Man sollte nun glauben, daß in unsern Tagen, wo man die Beweise vor Augen hat, daß der Adel ein Ding ist, was ganz entbehrt, ganz vertilgt werden kann, der Ahnenstolz bey ihnen

abnähme, daß sie sich bequemen würden, sich um einige Grade herabzustimmen; aber nein. Im Gegentheil nimmt er immer mehr zu, und erhält einen noch größern Spielraum, wovon das vor einigen Jahren in Hannover angelegte, einzig und allein für den jungen Adel bestimmte Erziehungs-Institut, einen auffallenden Beweis abgiebt.

Doch, genug über eine Materie, über die schon so viel gesprochen, geschrieben und geeifert worden ist; es hilft ja doch nichts. Die Herrn Edelleute lassen sprechen, schreiben, eifern, lassen Gellert's obigen Worten völlige Gerechtigkeit wiederfahren, und — bleiben doch wie sie sind.

So wie in Andreasberg, findet man auch hier nur solche Merkwürdigkeiten und besehenswerthe Gegenstände, welche auf den Berg- und Hütten-Bau Bezug haben, oder aus ihm hervorgehen. Wer diese Wissenschaften zum Vergnügen oder als Brodstudium treibt, wird sattsame Gelegenheit hier und in der umliegenden Gegend finden, seine Wißbegierde zu befriedigen. Man darf indessen von alle dem nichts besehen, und wird auch nirgends zugelassen, wenn man nicht einen schriftlichen Erlaubnißschein vom Viceberghauptmann vorzeigen kann, der jedoch sehr leicht ertheilt wird. Mir war die Münze der interessanteste Gegenstand.

Die Clausthaler Münze ist die einzige im Churfürstenthum Hannover. Alles auf dem Harze erzeugte Blicksilber kommt hierher, und wird nach dem achtzehn Gulden-Fuße ausgeprägt. Gewöhnlich werden nur feine Gulden gemünzt, und zwar in jeder Woche für acht bis neuntehalb tausend Thaler. Aber auch andere Münzsorten, desgleichen auch das im Rammelsberge gewonnene Gold, dieses jedoch nur unterm Dukatenstempel, und ungefähr sechs bis achthundert Stück jährlich, werden geprägt. Zum Münzmeister wird gewöhnlich ein invalider Diener genommen, und sein Gehalt als eine Pension angesehen; denn große Arbeit und Mühe ist mit diesem Posten nicht verknüpft, da diese Münze nichts als eine Maschiene ist, keine Spekulation dabey statt findet, das einmal geordnete Geschäft mechanisch fortgetrieben wird, und dies Mechanische leicht zu erlernen ist.

Bey der so beträchtlichen Menge feinen Geldes, welches hier Jahr aus Jahr ein geprägt wird, sollte man glauben, daß auch viel davon zirkulire; allein, dies ist nicht der Fall. Man sieht fast gar keins, und es ist daher zu vermuthen, daß damit gewuchert wird, wobey ein Theil, entweder die Gewerken, der König oder die Unterthanen leiden. Ich weiß nicht, ob der König, als Erzschatzmeister des heiligen

römischen Reichs, diesen Münzfuß beybehalten muß, ob ihn Recesse dazu verbinden, oder ob man ihn wegen der Weitläuftigkeit in den Rechnungen nicht verläßt. Sey es aber auch ein Bewegungsgrund welcher es wolle, so sehe ich nicht ein, warum nicht außer dieser Münze noch eine Landmünze im Hannöverischen statt hat, welche blos Conventionsmünze lieferte, die durch die Annahme in Herrschaftlichen Cassen in Gang gebracht würde. Der Unterthan würde sehr dabey gewinnen, da er gegenwärtig sehr leidet, indem er das in die herrschaftlichen Cassen zu zahlende, feine, oder wie es im Hannöverischen genannt wird, Cassengeld, mit einem hohen Agio von den Wucherern erst einwechseln muß. Steuern und Gaben müssen durchaus in Cassengelde entrichtet werden, in einigen andern Cassen aber nimmt man seit einiger Zeit Conventionsmünze, jedoch mit einem Agio von drey guten Groschen Cassengeld auf einen Thaler Conventionsgeld. Durch diese Einrichtung haben die Nachbarn, Sachsen und Braunschweig, sehr gewonnen, da ihren Münzen dadurch ein größerer Spielraum geöffnet wurde.

Das Münzgebäude ist massiv und gut gebaut. Ein zweytes ganz gutes Haus, und in Clausthal das beste, ist das sogenannte Amthaus, die Woh-

nung des Berghauptmanns, jezt des Viceberghauptmanns. Es steht am Markte, ist fünfzehn Fenster lang, aber nur ein Stockwerk hoch und von Fachwerk erbaut. Alle Sonnabende hat hier das Bergamt Sitzung. Dieses ist sehr stark besetzt; denn wenn sie alle beysammen sind, so kommen an die vierzig Sitz und Stimme habende Mitglieder heraus. Die Herrn von der Feder sitzen dem Hrn. von Meding, als Präsidenten, zur Rechten, die vom Leder, zur Linken. Meding allein unterzeichnet alles. Außer dem ist auch Mittwochs Seßion, wo sich nur die Herrn von der Feder versammeln, und allein Gegenstände der Justitz verhandeln. Freytags ist ebenfalls wieder Versammlung, wo aber blos die Rechnungen verlesen werden.

Eine vollständige Liste aller Berg- und Hüttenbedienten des ganzen Harzes, so wie auch der Forst- und andern Officianten, kurz, einen kleinen Adreßcalender findet man in dem Clausthal'schen gewöhnlichen Berg- und Haushaltungs-Calender; eine Einrichtung, die sehr zweckmäßig ist, und in andern kleinen Ländern nachgeahmt zu werden verdiente.

An dem geräumigen Marktplatze liegt auch die Hauptkirche. Sie ist ganz von Holz erbaut, mit Bley und Schiefer gedeckt, und nebst ihren zwey

kleinen Thürmen grau angestrichen. Inwendig ist nichts von Bedeutung zu finden. Der Generalsuperintendent des Fürstenthums Grubenhagen ist erster Prediger bey derselben. Der jetzige heißt Luther.

Wie es denn nun gewöhnlich meine Art ist, in die Kirchen zu gehen und die Prediger zu hören, wenn ich an einem fremden Orte bin, so ging ich auch, diesen Herrn Luther zu hören. In so vielen Kirchen ich aber schon gewesen bin, so mannigfaltige Hof- Stadt- Land- Waisenhaus- Feld- und Dorfprediger ich aber auch schon gehört habe, so muß ich doch gestehen, daß ich bis jezt noch in keiner solche seichte Sachen, solche gehaltlose Sätze, mit einem größern Aufwande prunkvoller, hochklingender Worte vortragen hörte, als hier. Ich stand eine gute Viertelstunde mit aller Aufmerksamkeit da, und spannte mich an, etwas zusammenhängendes heraus zu klauben; allein umsonst. Ich drehte mich daher zum Tempel hinaus, um nicht in eben die Lage versetzt zu werden, in welcher sich das ganze Auditorium befand, welches — schlief.

Die zweyte Kirche in Clausthal ist die Gottesackerkirche, die durch einen Ueberzug von Schiefer ein trauriges Ansehn erhält.

Am Markte steht auch noch das Rathhaus, ein ganz ansehnliches Gebäude, welches zugleich die Wachstube für die dreyßig Stück Invaliden enthält, die hier liegen, und mancherley bewachen müssen.

Alle Sonnabende ist in Clausthal ein großer Wochenmarkt. Außer den vielen Getraidehändlern und Gemüseverkäufern, welche sich aus der ganzen umliegenen Gegend, tief aus dem Lande herauf, auf demselben einfinden, kommen auch alle Bergleute oder deren Weiber an diesem Tage hierher, holen ihre Wochenlöhnung ab, und versorgen sich dann wieder mit den ihnen für die nächste Woche nöthigen Lebensmitteln. Dies veranlaßt einen solchen Zusammenfluß von Menschen, daß man diesen Wochenmarkt eher für einen Jahrmarkt halten kann, und bewirkt einen Geldumsatz, den man, nicht zu hoch, auf zehntausend Thaler anschlagen darf; denn, der gröste Theil des Geldes, welcher ausgelohnt wird, wird gleich wieder ausgegeben, oder doch bey den Aufwechslern des Cassengeldes wieder umgesetzt.

Clausthal ist ringsumher von den schönsten Wiesen, so wie man sie nur im Hollsteinischen findet, umgeben. Getraidefelder sieht man dagegen gar nicht. Mehrere Versuche, Roggen zu bauen, sind gemacht worden; allein, sie fielen, des rauhen

Klima's wegen, nie gut aus. Wäre dies aber auch nicht der Fall gewesen, so würde man dennoch den Ackerbau nicht zu befördern suchen, indem er bald zu viele Anhänger finden, und der Bergbau darunter leiden würde. Bey der sehr guten Beschaffenheit der Wiesen, die jährlich meist zweymal gedüngt werden, ist natürlich die Rindviehzucht in sehr gutem Zustande. Das oberharzische Rindvieh übertrifft auch das benachbarte an Größe und Schönheit. Eine rechte gute Harzkuh giebt gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Maaß Milch. Mein Wirth, der in meiner Gegenwart eine Kuh etwas theuer bezahlte, weil er die Versicherung erhielt, daß sie vier und zwanzig Maaß täglich liefere, war sehr unzufrieden, als er nur achtzehn erhielt. Die Milch ist überaus schmackhaft und fett, Butter und Käse bey weitem vorzüglicher, als im platten Lande, und der Handel, welcher mit den Harzkäsen getrieben wird, nicht unbeträchtlich.

Die Wiesen des Oberharzes überhaupt, und besonders die um Clausthal herum, werden meist alle zweymal gemäht, einige sogar dreymal. Dies thut aber nie ein Clausthaler selbst, so viele Mühe man sich auch gegeben hat, es dahin zu bringen, sondern aus dem an dreyßig Meilen weit entfernten Vogtlande, kommen jährlich eine Anzahl Mäher

hierher, und verrichten diese Arbeit. Sie halten sich dann gewöhnlich acht und mehrere Wochen lang hier auf, so daß, wenn sie mit der ersten Schur der Wiesen fertig sind, sie gleich mit der zweyten wieder anfangen können. Man hat berechnet, daß diese Leute jedesmal an dreytausend Thaler hierbey verdienen, und mit fortnehmen *), welche der faule Clausthaler lieber zahlt, und der Stadt entziehen läßt, als daß er sie selbst verdiente.

Der gewöhnliche auswärtige Vergnügungsort der Clausthaler, ist Bösenshof, ein gut eingerichtetes Gasthaus eine kleine halbe Stunde von der Stadt, in einem engen Thale. Mehr Vorzüge hat jedoch das Zechenhaus bey der Grube, Dorothea, welches ebenfalls besucht wird. Dort ist der Blick durch die umliegenden Berge ganz eingeschränkt, hier hat man hingegen eine angenehme Ansicht von Clausthal und Zellerfeld, und von allen den Gruben und Zechenhäusern des Burgstädter Zugs, welche zusammen einem kleinen Dorfe ähneln. Die Geschäftigkeit, die Thätigkeit und das Leben, welches hier immer ist, das stete Hin- und Herschieben der viertelstundenlangen Kunstgestänge, alles das läßt mich dies Zechenhaus vor Bösenshof weit vorziehen.

*) Schlözers Briefwechsel 4s Hft. S. 253.

Zellerfeld hängt mit Clausthal dicht zusammen, daher beyde Städte ein Ganzes auszumachen scheinen. Zellerfeld enthält sechshundert Feuerstellen und viertausend Einwohner, ist etwas städtischer und regelmäßiger gebaut als Clausthal, aber ebenfalls rings herum uneingeschlossen. Nicht die Hälfte der Häuser ist mit Bretern oder Schindeln bekleidet, sondern die meisten aus Fachwerk erbaut, aber ebenfalls nicht höher Die Straßen sind meist alle gerade, und in der Mitte mit Linden bepflanzt, die zu einer beträchtlichen Höhe angewachsen sind. Die Wohnung des Vicebergbhauptmanns, das Zehend-Gebäude, und die St. Salvatorskirche sind hier die besten Häuser. Letztere ist solide und gut eingerichtet, von Stein erbaut und mit Kupfer gedeckt. An ihr stand der wohlbekannte Konrad Sigismund Ziehen, höchstseligen Andenkens, als erster Prediger und Superintendent, dessen Weißagungen und Prophezeyhungen zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten, Vielen die Köpfe verrückten. Ehe er in die Krankheit der Schwärmerey verfiel, galt er überall für einen vernünftigen, rechtschaffenen Mann, für einen geschickten, nur etwas langweiligen Prediger. Als er aber geheimnißvolle Hieroglyphen in der heiligen Schrift entdeckte; als er die Offenbarung Johannis, über welche schon so mancher ein Narr geworden ist, zum Ziel seiner Untersuchungen

erkohr, und in den sieben Gesichtern, aus der Stellung des Sterns Capella, aus dem idealisirten Buche Chevilla, und, Gott weiß, woraus alles, 1780 prophezeyhete, daß im Jahr 1786, zu dem Osterfeste, die Erde zerbrechen, und dadurch Mähren von Oestreich und Tyrol, Böhmen von Baiern, die Alpen von Deutschland, und Frankreich und die Niederlande von Deutschland getrennt werden würden; da sank die Achtung sehr, welche Männer von Kopf für ihn gehegt hatten, und nur der Pöbel hing mit Furcht und Angst an seinen schreklichen Aussprüchen. Nicht lange nach dieser bekannt gemachten, dem Erdball bevorstehenden Revolution, starb er, und wie wir gesehen haben, so ist alles auf der alten Stelle geblieben. Dennoch aber fand er noch nach seinem Tode, und nach Ablauf des so fürchterlich prophezeyheten und ganz ruhig hingegangenen Tages, viel Verehrer und Anhänger, und findet sie noch jezt in der dasigen Gegend.

Nicht so glücklich ist in unsern Tagen sein Confrater und Nachfolger im Gebiete der Schwärmerey, Ehrn Superintendent Heinrich August Typke in Dobrilugk. Schon bey lebendigem Leibe werden seine apocalyptischen Hirngespinnste, seine Untersuchungen, wie viel es im Reiche Gottes geschlagen

hat*), seine Mißive an die Prediger seiner Diöces zu einem Prediger-Congreß belacht, und gefragt: welche Zeit es im Gehirne des Hrn. Superintendenten Typke sey**)? was wird es nicht erst nach seinem Tode werden, wie schnell wird nicht das Andenken an ihn mit seinem Körper in die Wette verfaulen!

In den Mansarden der Kirche zu Zellerfeld befindet sich eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, welche von einem Generalsuperintendent Calvör dahin vermacht wurde. Das Fach der Kirchengeschichte ist darin besonders stark und gut besetzt, auch einige berüchtigte Bücher vom Teufelsbannen befinden sich darin; sonstige brauchbare, und vorzüglich neuere Werke sucht man aber vergebens; denn es fehlt an einem Fond, woraus sie vermehrt werden könnte. Verliehen wird gar nichts daraus, und wer daher einen alten Kirchenvater nachschlagen will, muß es auf der Stelle selbst thun. Bey diesen Umständen dient diese Büchersammlung

*) Welch' Zeit ist es im Reiche Gottes? Aus der Offenb. Johannis beantwortet von H. A. Typke. Görlitz 1799. 8.

**) Welche Zeit ist es im Gehirne des Superintendenten zu Dobrilugk? 2te Aufl. Leipz. bey Linke 1799. 8. 3 gr.

daher mehr den Mäusen und Würmern zur kör=perlichen, als den Menschen zur geistigen Nah=rung. Als der Rektor Rettberg in Clausthal seine Marcelliana*) schrieb, wozu ihm die ansehnliche Sammlung der Kirchenväter auf dieser Bibliothek die erste Veranlassung gab, so muste er anfangs alle diese Hülfsquellen auf der Bibliothek selbst be=nutzen, bis er es endlich nach langer Zeit und vie=len Bitten dahin brachte, die Bücher sich in seine Wohnung holen lassen zu dürfen. Der Mann wen=dete an zwanzig und mehrere Jahre auf dieses von Gelehrsamkeit strotzende Werk; und als er es nun endlich dem Drucke übergeben wollte, und die Früchte seiner bewundernswerthen, mühseligen Arbeit einzu=erndten gedachte, fand er keinen Buchhändler dazu. Wäre es ein Spießisches Zaubergeschichtchen, oder ein Gegenstück zu Rinaldo Rinaldini gewesen, so hätten sich die Herrn darum geschlagen, aber so — hielt jeder das Publikum, für das es war, zu klein, als daß es hinlänglichen Abgang finden würde, und der gute Rettberg würde sein Pflegekind haben im Pulte liegen lassen müssen, wenn nicht noch der Hofrath Heyne in Göttingen die dasige Ban=

*) Marcelliana, accedit Eunomii Ἔκθεσις πίστεως emendatior; edidit et animadversionibus instruxit. Gotting. 1794. 8.

denhöckische Buchhandlung dazu vermocht hätte, es zu übernehmen. Von dieser erhielt Rettberg endlich funfzig Thaler. Für ein Werk des Gehalts, für ein Werk des stupenden Fleißes, woran zehn Spieße, und zwanzig Schreiber des Rinaldo Rinaldini den Verstand verloren haben würden, wenn sie nur eine Seite davon hätten schreiben sollen, — funfzig Thaler!! O, über den kläglichen Zustand unserer Literatur, o, über das undankbare deutsche Publikum, das gute Köpfe so schlecht belohnt, sich ihrer so wenig annimmt, und seine Romanenschreiber durch eine unverdiente beyspiellose Abnahme ihrer Waare, reich, frech und unerschöpflich im Liefern macht!!!

Man sollte nun platterdings glauben, daß bey der so unsäglichen Menge von Ritter- Geister- Gespenster- Pfaffen- Zauber- Feen- und Spuck- Geschichten, welche jede Messe gleich einer egyptischen Landplage sich über ganz Deutschland verbreitet, und wie die Pestilenz sich in die niedrigsten Hütten schleicht, und da die Unschuld, die Tugend vergiftet, es gar nicht möglich sey, daß sie noch alle Abnehmer fänden, daß die großen Kosten für Schweizer- und Velinpapier, für Kupfer und Vignetten u. s. w. wieder heraus gebraucht würden; allein, mit nichten. Der Leser werden mit jedem

Tage mehrere, Leihbibliotheken findet man fast in jedem Städtchen, Lesegesellschaften auf den Dörfern, die Lesewuth und Romanenmanie greift wie ein unheilbarer Krebsschaden immer weiter um sich. Besonders hat dieses Uebel zugenommen, seitdem die Ritterromane floriren, seitdem Rüdengebell, Waffengeklirre, Humpen, Hufschlag, Prunkdienel, Kumpan, Burgverließ, Gelaggaden, wackere Kempen, Reisige, Mannen, und dergleichen Worte die Würze, die Kennzeichen, die Lieblingstöne, und die durchaus nothwendigen Requisiten zu einem ächten, uns in die graue Vor- und Urwelt versezzenden, altritterlichen Romane geworden sind. „Das Buch liest sich gar so hübsch“ sagte mir jüngsthin eine Dame, als ich sie, den Raugrafen von Dassel in der Hand, des Nachmittags um fünf Uhr noch im Negligee fand, „man kann gar nicht davon kommen, man denkt sich so ganz in die Ritterzeiten hinein.“

Hätte sich diese Leseseuche nur über die höhern Stände verbreitet, so ginge es noch hin, da es unter ihnen doch gewöhnlich die mehresten Zeitdiebe und geschäftslosesten Leute giebt, für deren seichte Köpfe solche Speise noch gut genug wäre; allein, sie hat sich bis auf die niedrigsten Klassen gesenkt. Die Viehmagd melkt die Kuh, und neben ihr auf

dem Knie liegt Hans Heiling; der Schreiner hält mit Hobeln inne, weil eine Stelle im Alten überall und nirgends ihn so ganz hinnimmt; der Schuhmacher verschneidet sein Leder, weil er vom Petermännchen das Titelkupfer besehn muß, da er gerade an der gestochenen Scene ist; ja, wird man es mir glauben, wenn ich meine Leser versichere, daß ich späterhin auf meiner Wanderung, in der Gegend von Stollberg, unter einem schattigen Baume hingestreckt, einen Schweinhirten antraf, der die zwölf schlafenden Jungfrauen von Spieß las, und zwar mit einem solchen Eifer las, oder vielmehr herausbuchstabirte, daß er nicht sah, wie seine Heerde in den Getraidefeldern wühlte! Dieser so traurige Beweis, wie weit es mit der Lesesucht wirklich gekommen ist, war jedoch in dem Augenblicke nicht im Stande, mich zu verstimmen, ich hätte mich vielmehr, wie Bahrdt sich ausdrückt, vor Lachen wälzen mögen.

Das Klima zu Clausthal und Zellerfeld ist fast das rauheste, das unfreundlichste auf dem ganzen Harze. Gewöhnlich fängt der Winter im November an strenger zu werden, und dauert oft noch über den May hinaus. Der Herbst besteht nur in einigen Tagen des Septembers. Vom Frühlinge weiß man hier wenig, da der Winter meist unmit-

telbar in den Sommer übergeht. Nachtigallen kennt man nur dem Namen nach; überhaupt, alles das Entzückende der ersten Tage der wieder auflebenden Natur, alle die Freuden, welche dem Landbewohner der Frühling darbietet, sind hier fremd. Nur wenige Wochen im Jahre findet man einen heitern Himmel, eine milde, warme Luft. Gewöhnlich wechselt die Witterung sehr oft, in einem Tage bisweilen dreymal, und den grösten Theil des Jahres hindurch ist es trübe, regnerisch, nebelig und kühl. Wie sehr dies dem, der einen stets heitern Himmel, eine Beständigkeit der Witterung, eine regelmäßige Abwechselung der Jahreszeiten gewohnt ist, auffällt, und welchen wesentlichen und nachtheiligen Einfluß die so veränderliche Witterung auf seinen Körper hat, empfand ich am besten. Während meines achttägigen Aufenthalts in Clausthal war der Horizont stets mit mit einem dichten Nebel bedeckt. Ich sah in der ganzen Zeit nicht einen Sonnenstrahl. Der Wind war so heftig und so kalt, daß in allen Häusern vom Morgen bis zum Abend die Stuben erwärmt werden musten. Mir zog dies einen heftigen Schnupfen zu, den ich erst wieder verlor, als ich Clausthal verlassen hatte.

Nicht allein aber diese Rauheit des Klima's würde mich, wenn die Wahl in meiner Gewalt

stände, bestimmen, weder Clausthal noch Zellerfeld zu meinem steten Wohnort zu erkiesen, sondern vorzüglich die wenigen Reize, welche die Natur hier ausstreute, die schmucklose Gegend, der gar zu beschränkte Gesichtskreis. Denn es bleibt doch nun einmal ausgemacht, daß zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens auch der Genuß einer schönen Gegend, eines milden Himmelstrichs gehört, und daß dieser so unläugbar zur Erweiterung und Verschönerung unserer Empfindungen beyträgt. Man sehe aber die Gegend um Clausthal an, und nenne mir eine schöne, eine herzerhebende Stelle! Ueberall Wiesen und schlichte Berge, überall dunkler Tannenwald, der den Saum des Horizonts abschneidet. Nirgends einen Blick in die Ferne, ins Weite, ringsumher prallt er von gebirgigen Mauern zurück, und weilt allenfalls an der Brokkenspitze etwas länger. Wie bald fühlt sich da das Auge gesättigt, wie bald des steten Einerley's überdrüßig! Hier giebt es keine schöne Mainacht, wo mich das Flöten der Nachtigall in sanftere Empfindungen wiegte, wo nach der Schwüle des Tages erquickende Kühle mich stärkte; hier weht kein Blumenduft mich an; hier prangt kein Baum im blühenden Gewande; hier zirpt keine Grasemücke im Felde voller Aehren. Rauh und kalt pfeifft der nie ruhende Wind über die Berge hin, wenn die

Sonne dem Horizont entschwand. Aus allen Hütten wirbelt der Rauch empor, um hier ein warmes Klima zu erkünsteln. Hinter dem Ofen allein ist dann gut seyn.

Als hätte die Natur im Bilden
Mit wen'ger Liebe hier verweilt,
So ganz hat diesen Harzgefilden
Sie keine Schönheit mitgetheilt*).

Die wenigen Spaziergänge um Clausthal sind nur für den Harzer angenehm, weil einige derselben Landgegenden ähneln; aber gar keinen Genuß von Dauer gewähren sie dem Nicht-Harzer. Einer der lebhaftesten davon ist der nach der Silberhütte, wo man in einem langen Thale an vielen Pochwerken weggeht.

Ich ging ihn an einem Tage, wo das Wetter in einem Kampfe mit sich selbst gerathen zu seyn schien. Der Wind peitschte die Nebelwolken an den Bergen hin, und trieb sie mit solcher Schnelle fort, daß nur hin und wieder ein Sonnenstrahl sich durchstehlen konnte. Erst gegen Mittag war es entschieden, daß der Tag trübe bleiben sollte.

*) Nach v. Thümmel Siehe dessen Reisen in die mittägl. Provinzen Frankreichs 5r Thl. S. 460.

Die vielen Pochwerke, wenn ich nicht irre, waren es eilfe, mit ihren verschiedenen Nebengebäuden und Künsten, liegen an einem Bache, der sie in Bewegung setzt, in geringen Zwischenräumen von einander entfernt. Das Ganze erhält daher das Ansehn eines weitläuftig erbauten Dorfes. Bey jedem findet man eine Menge Knaben, oder, wie sie hier heißen, Puchjungen, welche saure und viele Arbeit verrichten müssen. Hierdurch wird der mehresten Wachsthum gestört, sie bleiben klein. Man hält sie für zwölf- und vierzehnjährig, und sie sind achtzehn bis zwanzig Jahre alt. Ihr Verdienst ist dabey sehr gering; denn über zwölf gute Groschen die Woche bringt es keiner. Ihre Kost ist diesem Lohne und ihrer schweren Arbeit kaum angemessen. Ich trat in eins der Werke, und fand hier um einen großen Tiegel glühender Kohlen einen Kreis geschlossen. Jeder saß, und verzehrte sein trocknes Stück schwarzes Brod. Einige, die sich vielleicht etwas erübrigt hatten, bestrichen es mit dünnem Rübensaft, einige mit fließendem Käse. Andere, welche sich ein solches leckeres Mahl nicht geben konnten, hielten es über die Kohlen, ließen es braun rösten, und verzehrten es so mit dem größten Wohlbehagen. Noch andere, die schon das ihrige aufgezehrt hatten, oder sich gar nichts zu geben vermochten, lehnten mit neidischen Blicken

an der Wand, und gierten nach der Rinde des Nachbars, oder suchten durch Rauchen ihren Hunger zu stillen.

Dem ungeachtet sind diese Knaben, bey all der täglich schlechten Kost, bey der steten schweren Arbeit und dem wenigen Verdienste, lustig und muthwillig. Von Jugend auf daran gewöhnt, und unbekannt mit einem bessern Leben, fühlen sie nicht das drückende Joch, und sie tragen willig die Bürde des Standes, zu welchem sie auferzogen werden, zu welchem sie von Mutterleibe an bestimmt sind. Mit Ungestüm fallen sie aber jeden Fremden an, und fordern von dem „Herrn Vetter“ — so nennen sie jeden — eine Gabe. Wer dann sehen will, was ein Pfennig vermag, der werfe ihn unter sie, und alle stürzen darüber her. Unter Schlagen, Schimpfen, Raufen und Zetergeschrey kämpfen sie darum, bis er in den Händen eines derselben verschwindet. Erfolgt aber nicht mehr, giebt man ihnen nicht wenigstens einen Mariengroschen, so schimpfen sie, und rufen: „Herr Vetter, er hat Stroh in der Tasche“, ja oft werfen sie sogar zur Dankbarkeit hinter dem Geber mit Koth her. Am besten thut man, ihnen gar nichts zu geben, so laufen sie zwar eine Strecke lang mit, werden es aber am Ende überdrüßig, und kehren um. Wenn sie

ihre Feyerstunden haben, so wird gewöhnlich ein Hazardspiel gespielt. Dies ist ganz eigener Art. Sie werfen nemlich einen Pfennig in die Höhe, und wetten nun, auf welche Seite er fallen werde. Wer da nun glücklich im Rathen ist, kann viel gewinnen, da das Spiel immer so geschwind entschieden ist.

Diese Jungen haben nur des Sonnabends sechs Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und dergleichen, übrigens die ganze Woche frey; denn ihre Arbeit ist von der Beschaffenheit, daß sie stets dabey seyn müssen. Wie viel aber in dem Kopfe eines solchen Knabens hängen bleiben mag, wenn er alle Woche nur einmal, und zwar sechs Stunden lang hinter einander weg, mit Dingen angefüllt wird, die ihm meist weniger schmecken, als seine Handarbeit, läßt sich leicht berechnen; daher auch ihre Roheit, ihre Ungeschliffenheit, welche mit den Jahren eher zu- als abnimmt.

Die Pochwerke gehen bis an die Silberhütte hin. Je näher ich dieser kam, desto mehr erfüllte ein dichter, arsenikalischer Dampf, welcher der festesten Brust ein Aufhusten abzwingt, das Thal. Ich glaubte, Sodom und Gomorra brenne vor mir, so eine Masse schwefeliger Dünste umgab mich. Die Berge färbten sich mit jedem Schritte dunkeler,

denn das Gras wuchs sparsamer, krüppeliger, kärglicher, und endlich lag die nakte Erde da. Kein Baum, kein Strauch, kein Halm grünte mehr, kein Vogel weilte hier, der Wurm floh erschrocken zurück, todt und abgestorben war alles rings umher. Die Natur schien entseelt der Verwesung entgegen zu welken; ihr Regen, ihr Streben schien hier zu stocken, es schien in ein gänzliches Erstarren übergegangen zu seyn. Jedes lebende Wesen floh diese tödtende Athmosphäre, deren giftiger Hauch alles erstarren, alles im Keime schon hinwelken ließ; nur der Mensch hatte sich seine Wohnung errichtet, er allein opferte seine Gesundheit dem Erwerbe auf; er war es, dessen Industrie diesen weiten Raum verödete, und der Natur jedes fröhliche Lächeln entriß.

Wenn man einen blindgebornen Menschen hierher brächte, ihm hier das Licht seiner Augen wieder gäbe, und an einem trüben Herbsttage ihm dann dieses Thal zeigte; so würde er gewiß nicht ausrufen: o wunderschön ist Gottes Erde! — Nein, er würde sagen: dies ist sie nicht die holde, liebe Natur, die ich zu erblicken hoffte, so mahlte man mir nie ihr Bild! Dies ist ein Chaos von Luft, Erde und Wasser, das noch im Werden ist, das erst belebt werden muß: es sind nur die rohen

Substanzen, woraus jenes lachende Gemälde gebildet werden kann. Nein, dies ist meines Gottes Natur nicht.

Sie war es, Freund, würde ich ihm entgegnen. Einst lächelte sie auch im Sonnenglanze, einst entsproßen diesem todten Boden Bäume, Blumen, Früchte, einst weideten auf diesen Hügeln muntere Heerden; aber — sie sind verdorrt, jene Bäume, verwelkt, jene Blumen, entflohn, die muntern Heerden, vor dem Dampfe, vor den giftschwangern Rauchwolken entflohn, in denen du athmest, und die auch dich zu tödten vermögen, wenn sie dich Jahre lang umgäben.

Wer ein Bild des menschlichen Elendes erblikken, wer es sehen will, was der Mensch für Geld zu thun, zu wagen im Stande ist, für welchen Preis ihm Gesundheit und Leben feil sind; der komme hierher und sehe, sehe, wie die Menschen gleich Gespenstern umherschleichen, wie sie gelähmt, abgebleicht, entmarkt, mit hohlen Augen und krumm gezerrten Gebeinen vor den glühenden Oefen stehn, um sich für ihr sieches Leben, das mit jedem Tage an Qualen zunimmt, einigen Unterhalt zu verschaffen. Warlich, es gehört viel Entsagung, oder eine gänzliche Unwissenheit mit den Folgen dieses Handwerks dazu, wenn man sich ihm widmen wollte!

Denn die blühendste Gesundheit ist hier nach einem Jahre untergraben, der markvolleste Mann zum Schwächling herabgesunken, und gelähmt. Krankheiten aller Art sind sein Loos. Die gewöhnlichste ist die Bleykolik oder Hüttenkatze, welche von den schrecklichsten Schmerzen begleitet wird. Bey dem steten Umgange mit Bley, entweder beym Reduciren desselben vom Kupfer, oder beym Scheiden des Silbers vom Bley, schleichen sich, ohne daß es gehindert werden kann, viele Theilchen davon in den Körper, welche bald geschwinder, bald langsamer, bald mehr, bald weniger, nachdem die Beschaffenheit des Körpers ist, ein krampfhaftes Zusammenschnüren der Brust und der Gedärme, ein Zittern der Glieder, Verstopfungen in den Eingeweiden, Gicht, krummgezogene und steife Gelenke erzeugen. Vierzehntage lange Verstopfungen sind da nichts ungewöhnliches; eine gänzliche Abzehrung, so daß der Körper einem, mit einer Pergamenthaut überzogenen Knochengerippe gleicht, nichts seltenes. Und dennoch, bey allen diesen schrecklichen Aussichten, finden sich immer Leute genug zu dieser Arbeit bereit. Jeder glaubt freilich, er könne schon widerstehen, ihm werde es nicht schaden, und dabey wird doch jeder, der dabey ausdauert, ein neues Opfer. O, wie wenig achtet doch der Mensch sein höchstes Gut, die Gesundheit!

Ich besah diese Silberhütte, welche die gröste auf dem ganzen Ober- und Unterharze ist, und eilf Oefen im Gange erhält, nur flüchtig; denn der Bley- und Schwefeldampf war meiner ungewohnten Brust zu empfindlich, als daß ich hier hätte lange verweilen können. Mich glücklich preisend, daß mich das Schicksal nicht zum Arbeiter in diesen Kammern des Todes bestimmt hatte, eilte ich aus der stinkenden Athmosphäre, und verfolgte das Thal weiter, worin die Innerst fließt.

Der Himmel ward trübe und finsterer. Ich durfte jeden Augenblick den Ausbruch des Regens erwarten, hätte es nicht ein heftiger Wind verhindert. Nach einer guten Stunde kam ich einen sehr hohen Berg hinab in ein enges Thal, worin ich das Städtchen Grund liegen sah.

Es giebt wohl nicht leicht einen versteckern Ort auf dem Harze, als dies Grund ist. Die hundert und funfzig Häuser, woraus es besteht, sind wie hinabgesenkt in die tiefe Schlucht. Hohe Berge klemmen es zusammen, und verschließen jede Aussicht, als die nach dem kleinen Horizont, der sich darüber hinzieht, und der Plafond dieses Kerkers ist. Tiefer athmete ich hier, enger ward mir die Brust; ängstlich eilte mein Blick umher, einen Ausweg zu erspähen; allein umsonst. Mit Unge-

duld durchlief er den engen Zirkel, und kehrte voll Sehnsucht zurück. Gefalle eine solche beschränkte Gegend, wem sie wolle, mir gefällt sie nicht. Ein Kerker, sey er auch von Goldstäben geflochten, mit Rosen überdeckt, — bleibt doch immer ein Kerker! Grund ist gleichsam von Bergen eingekerkert, und wer hier wohnen muß, der sey von mir beklagt; denn ich würde es wenigstens für eine Strafe ansehen, hier mein Leben beschließen zu müssen.

Zu der an sich schon traurigen Ansicht von Grund kam noch hinzu, daß es heftig zu regnen begann. In Bächen floß das Wasser durch die kothigen, menschenleeren Straßen. Mein Genius geleitete mich in das Rath- und Wirthshaus, und die Langeweile ließ mich hier an den vielfachen Edicten, Mandaten und Verordnungen, welche an der Thüre angeheftet hingen, und ein Spiel des Windes waren, einigen Geschmack finden. Was thut man nicht aus Langeweile! ich hätte ja in meiner Lage Georgii Fidicinis Hungari feste Burg wider die listigen Anfälle des Teufels unterhaltend finden können. Allein, der Regen wollte nicht nachlassen, und da ich nicht hierher gekommen war, das Rathhaus von Grund zu besehen, so watete ich durch den Koth bis an das Ende des Oertchens zum Mundloch des tiefen

Georg-Stollens, welchen merkwürdigen Bau ich im Troknen besehen konnte.

Es liegt eigentlich außer meinem Plane, mich auf die Beschreibung von bedeutenden bergmännischen Anlagen einzulassen, da ich theils nicht Kenner genug bin, theils auch, bey der sich auf dem Harze überall darbietenden Gelegenheit, über solche Gegenstände zu reden, mein Büchlein zu einer Stärke anwachsen würde, die es nicht erhalten soll, und ich dennoch für den Sachverständigen nichts Neues würde sagen können. Ich habe daher bis jezt solcher Anlagen nur mit wenigen Worten erwähnt, um sie doch nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen; allein, bey dem tiefen Georg-Stollen mache ich eine Ausnahme von der Regel, über ihn muß ich etwas mehr sagen; denn der Gegenstand verdient einen kleinen Aufenthalt, eine nähere Beschreibung.

Der tiefe Georg-Stollen ist eine der wichtigsten neuern Unternehmungen beym Harz-Bergbau, nicht nur in Ansehung seines Nutzens, seines Baues, sondern auch in Ansehung der Kosten, welche er verursacht hat. Seine Hauptabsicht geht dahin, den Clausthal'schen Gruben das unnütze, schädliche, die Förderungen des Erzes hindernde Quellwasser, das sich darin anhäuft, abzuführen, und zwar auf einem

der tiefsten Punkte am Fuße der Gebirge. Bey den immer tiefer werdenden Gruben, und bey dem öftern Mangel an Aufschlagewasser; war es nemlich nicht möglich, das sich in den Gruben anhäufende Wasser durch Künste allein fortzuschaffen, daher es theils deswegen, theils um Kosten zu ersparen, theils die Gruben nicht stehen lassen zu müssen, nothwendig wurde, einen tiefen Stollen anzulegen. Hierzu kamen im Jahre 1774 zwey Punkte in Vorschlag, einer unweit Osterode, und der andere bey Grund. Man wählte darunter den letztern, wegen der mehrern Kostenersparniß, ungeachtet man beym erstern eine größere Tiefe erlangt haben würde. Am 26ten Jul. 1777 machte man den Anfang damit bey dem Städtchen Grund, wo das Mundloch, oder der Eintritt in diesen unterirdischen Gang, zum Andenken der Unternehmung, mit einem steinernen Portal verziert wurde, an welchem folgende Inschrift zu lesen ist:

TIEFER GEORG-STOLLEN,
den 26ten Jul. 1777 angefangen.

Im Portale selbst findet man zur Linken eine Steinplatte eingesetzt, welche den Directoren des Baues, dem damaligen Berghauptmann von Reden, und dem Oberbergmeister Stelzner, mit wenigen Buchstaben, nemlich:

den 26ten Jul. 1777
v. R. St.

gewidmet ist*). Seit dieser Zeit nun ist an diesem Werke unausgesetzt, Tag und Nacht, gearbeitet worden, und noch ist es nicht geendet. Man hoffte indessen, als ich da war, wenigstens in einem Jahre damit zu Ende zu kommen. Die Kosten zu dem ganzen Bau sind auf zweymal hundert und vier und vierzig tausend Thaler angeschlagen, wie man mir sagte. Diese tragen die Gewerkschaften, die Clausthal'sche Bergbaukasse, der König, und überhaupt alle, die am Harze Verdienst haben. So sehr beträchtlich diese Summe auch scheinen möchte, so wird doch der dadurch zu bewirkende Vortheil weit ansehnlicher, und von den segensreichsten Folgen für den Bergbau der ganzen Gegend, und daher auch für alle diejenigen seyn, welche dazu contribuiren. Denn wenn er erst vollendet, und im Gange seyn wird, so können eine Menge kostspieliger Wasserkünste, viele Wasserleitungen nebst ihren Nebenanstalten, ganz entbehrt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen, die seit sechs-

*) Gegen über an der Erde befindet sich noch eine Inschrift, welche den unbedeutenden Vorfall verewigen soll, als der Bischof von Osnabrück, Prinz Friedrich von England, am 15ten Jun. 1781 diesen Stollen „in hoher Person zu befahren geruhte."

zig bis siebenzig Jahren voll Wasser gestandenen Gruben wieder eröffnet, die mehresten der jezt gangbaren Gruben an Ergiebigkeit vermehrt, und durch diese glükliche Revolution vielleicht der Harzische Bergbau wieder zu der Wichtigkeit gehoben werden, von der er im Anfange dieses Jahrhunderts war.

Um desto schneller zum Ziele zu gelangen, wurden gleich beym Anfange des Stollens mehrere Lichtlöcher auf der Linie des Stollens angesetzt, aus welchen, nachdem man die Tiefe des Stollens erreicht hatte, an beyden entgegengesetzten Punkten gearbeitet, und der losgeschossene Stein aus dem Lichtloche heraus gefördert wurde. So wurde auch aus den Gruben nach dem Stollen hin gearbeitet, und sämmtliche Gruben, aus denen man das unnütze Wasser schaffen wollte, mit diesem Stollen durch ähnliche kleine Stollen oder Strecken in Verbindung gesezt. Der ganze Stollen wird 5474 Lachter*), also fast drey Stunden lang, werden. Man wird ihn ohne Unbequemlichkeit paßiren, und von Grund bis nach der Dorothea bey Clausthal, unter der Erde, auch unter Clausthal weg, gehen können; denn das Wasser, welches er abführt, läuft unter einem breternen Gerüste fort, auf dem man troknen Fußes geht.

*) Das Lachter zu 80 Zoll gerechnet.

Ich ging eine gute Stunde weit hinein, von zwey Bergleuten begleitet. Da er außer den $\frac{5}{8}$tel Lachter, die auf das Wasser gerechnet sind, noch ein Lachter hoch und eins breit ist, so kann man recht bequem und aufrecht darin gehn.

Sachverständige wollen bey der Anlage des tiefen Georg-Stollens das zu tadeln finden: daß man einen Hauptzweck desselben, nemlich das Gebirge aufzuschließen, dadurch verfehlt habe, daß man ihn mit den auf dem Harze vorkommenden Gängen paralell laufend, und nicht mit der Schichtung der Gebirge fortgehend, angelegt habe, wodurch man die etwa noch vorkommenden Gänge oder Trümmer überfahren haben würde. Ich kann hierüber nicht urtheilen, mich also auch nicht auf die Richtigkeit oder Nichtigkeit dieses Vorwurfs einlassen, und theile daher diese Bemerkung nur deshalb mit, um vielleicht dadurch Gelegenheit zu geben, daß man sich darüber öffentlich rechtfertigen kann.

Noch eine Merkwürdigkeit des Georg-Stollens darf ich nicht unberührt lassen. Das hier und da lose Gebirge ist nemlich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Holz ausgezimmert, sondern ausgemauert, welches Mauerwerk aber nicht mit Moos ausgestopft, sondern mit Kalk ausgeworfen ist.

Außer dem schönen, reinlichen Ansehn, erhält er dadurch auch eine weit längere Dauer. Ferner ist eine Strecke lang, wegen der Klüftigkeit des Gesteins, welches das Wasser durchlassen würde, ein gegossenes eisernes Gerenne angelegt, das aus mehrern Platten besteht, und bey seinen Verbindungen durch Bley wasserdicht gemacht worden ist. Beydes, sowohl die Wölbung als die Anlegung dieses Gerennes, sind Anlagen des Maschinendirectors Friedrich, eines Mannes, der als ein vorzügliches mechanisches Genie bekannter zu werden verdiente, als er es bis jezt seyn soll. Mehrere seiner schönen Ideen sollen deshalb unbenutzt bleiben, weil er, als denkender Mann, die feine aber kleinliche Kunst nicht versteht, ihnen ein solches gefälliges Gewand umzuhängen, daß jeder, der sie einsieht, sie als eigene Ideen ergreift, sie dann protegirt und zur Ausführung bringt.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche: daß man, nach gänzlich vollendetem Baue des Georg-Stollens, doch öffentlich bekannt machen möchte, wie viel er gekostet hat, und ob der erste Anschlag überschritten wurde oder nicht.

Es regnete noch, als ich aus dem Georgstollen wieder zurück kam, und ich muste mich abermals in das Rathhaus flüchten. Nach einer guten Stunde

erst theilten sich die Wolken, wo ich denn nach dem bekannten, eine Viertelstunde von Grund gelegenen Felsen, Hübichenstein ging.

Diese, nicht nur für den Naturforscher, sondern auch für den bloßen Freund der Natur, merkwürdige Steinmasse, die ein natürlicher Obelisk genannt werden könnte, ist hundert und zwanzig Fuß hoch. Sie ragt in runder Form über alle sie umgebende Bäume hervor, und gleicht von fern der Ruine eines alten Schloßes. Sie ruht auf einem rund um abfallenden und bemoosten Felshügel, der ihr eine dauerhafte Unterlage ist. Von der Südseite erblickt man sie am besten, und von der Nordseite ersteigt man sie am leichtesten. Doch ist es nur möglich, den einen etwas kleinern Pfeiler derselben, sie besteht nemlich aus zweyen, zu erklimmen, den zweyten betraten nur Wagehälse, denen ihr Leben nichts galt. Von der Aussicht, welche man gegen Mittag in die Gegend von Osterode hin haben soll, sah ich nichts, da noch ein trüber Schleyer die Ferne bedeckte. Die Steinart des Hübichensteins ist durchaus ein fester, feinkörniger Kalkstein, der, da er eine ziemlich gute Politur annimmt, schon zu den Marmorarten gerechnet werden könnte, ob er gleich aus Mangel an schönen Farben so leicht wohl nicht dazu benutzt wer-

den möchte. Die ganze Masse ist mit mancherley Arten von versteinerten Korallen durchwachsen, welche den Ursprung des Berges aus einer ehemaligen Seegegend deutlich erweisen, so wie auch das hin und wieder eingemischte Erdpech wahrscheinlich ein Ueberbleibsel des bituminösen Theils des Seewassers ist *).

Von Grund kehrte ich, von einem fortdauernden feinen Staubregen begleitet, nach Clausthal zurück.

*) Lauenburger Taschencal. a. 1787 S. 156. In diesem sowohl als in von Trebra's Werke vom Innern der Gebirge, finden sich Abbildungen des Hübichensteins.

Goslar.

Von Clausthal machte ich einen Ausflug nach Goslar, welches vier Stunden davon entfernt ist. Der Weg führt beständig durch Tannenholz dahin, und senkt sich, je näher man der Reichsstadt rückt, sehr jähe über nacktes Geklipp hinab. Des Fahrens, Reitens und Gehens war kein Ende. Wer nicht wußte, daß in Clausthal gerade Wochenmarkt und in Goslar das jährliche ansehnliche Scheibenschießen war, hätte glauben müssen, zwischen zwey Städten erster Größe zu seyn; denn so viele Menschen, besonders Weiber mit Victualien belastet, den Berg herauf stiegen, so viele gingen zu jenem Feste hinab. Das Eintönige und Schwermüthige dieser Straße verlor sich durch diese Abwechselung, und die stets sich ändernde Scene glich vorüberziehenden Gebilden im Schattenspielkasten. Wenn gleich diese Frequenz nicht immer so stark ist, wie sie dasmal war, so ist diese Straße doch eine sehr befahrne Landstraße, welche die Kosten zu einer guten Chaußee,

die sich auch eben so hoch nicht belaufen könnten, da die Grundlage des Weges Felsen ist, und brauchbare Steine in der Nähe zu haben sind, gewiß abwerfen würde. Man hat das Bedürfniß derselben von Hannöverischer Seite auch längst schon gefühlt und ihm abhelfen wollen; allein, der Stadtrath zu Goslar, der immer auf den Boden seines Beutels sehen kann, war unvermögend, in diese Idee einzugreifen, und auf seiner Spanne Landes eine solche Kunststraße bis an das Thor von Goslar fortzuführen, daher es bis jetzt immer unterblieben ist. Und so möchte denn noch manches Rad auf diesem Wege brechen, noch manches Pferd ermattet fallen, ehe hier eine Chaußee angelegt werden wird.

Die schönste Stelle auf dem ganzen Wege von Clausthal nach Goslar ist der, der Stadt Goslar gehörige, Schieferbruch. Seine Ansicht überrascht außerordentlich, und verdient die Aufmerksamkeit jedes Vorübergehenden. Man muß ihn aber sowohl von oben herab, als auch von unten, oder in seinem Innern besehen, wenn man die Wirkungen ganz empfinden will, die sein Anschauen hervor bringt.

Er gleicht einem großen, weiten, in die Erde eingearbeiteten Amphitheater, dessen eine Seite aus lauter Absätzen, wie zu diesem Behuf vorgerichtet, besteht, indessen die andern in ungebrochenen schö-

nen Schieferplatten gerade herablaufen. Meine Einbildungskraft ließ mich außerdem im Ganzen eine Aehnlichkeit mit den Abbildungen der Ruinen von Portici und Herkulanum entdecken, welchen Vergleich man bey näherer Betrachtung nicht ganz unpassend finden wird. Einer der Auswege aus diesem Kessel, durch welchen die Schiefern heraus geschafft werden, ist überaus schön. Es ist eine durch Kunst und Natur entstandene Felsspalte von der Breite, daß kaum zwey Menschen neben einander Raum haben, von einer Höhe von wenigstens funfzig Fuß, und einer Länge von ungefähr hundert Schritten. Ein düsteres Dunkel, welches durch das oben überhängende Gebüsch vermehrt wird, giebt ihr einen melancholischen Charakter, und die Brücke, welche beide Felsseiten, des darüber hinlaufenden Fußpfades wegen, verbindet, und die man hoch über seinen Scheitel, als ob sie schwebte, hinweglaufen sieht, macht diese Parthie so schön, daß sie von dem sinnreichsten Künstler nicht erhabener erfunden, im schönsten Park der Erde nicht besser geschaffen werden könnte.

Ich hatte nicht lange diesen Schieferbruch verlassen, als Goslar mir seine Thürme zeigte, und ich dahinter in eine Ferne blickte, die einen desto angenehmern Eindruck auf mich machte, je länger ich

ihrer hatte entbehren müssen. Eine lauere Luft wehte mich an, ein heiterer Horizont dehnte sich vor mir hin, ich spürte es merklich, daß ich den Harz verlassen hatte, daß ich mich der Landebene näherte.

Wer nach Goslar reist, und vorher von Heß Durchflüge durch Deutschland ꝛc. gelesen hat, der versieht sich gewiß mit einem guten Passe, um bey den dasigen scharfen Thor-Examinations-Anstalten gut bestehen zu können. Als ich nach Lauchstädt ins Bad reiste, war mir der Gedanke nicht beygefallen, auf den Harz zu wandern, und zu dem Ende einen Paß mitzunehmen. Nur zufällig schob ich mein Doktordiplom mit dem großen Siegel der Universität Tübingen in die Brieftasche, um im Fall der Noth doch etwas vorzeigen zu können. Bis jetzt hatte ich es noch nirgends gebraucht, nirgends Anfechtungen der Art gehabt. Ueberall war ich ungehindert ein- und ausgegangen, selbst in der abteylichen Residenz Quedlinburg bis in das Allerheiligste des Tempels der Frau Aebtißin gedrungen, ohne daß man nach einem Passe gefragt hatte. Ich mußte daher schon meinem Doktordiplom eine stark wirkende magische Kraft zuschreiben, oder glauben, daß es mir die Thorwächter, die bekanntlich schlauer Natur sind, schon ansähen, daß ich außer meinem

Filzhute noch einen Doktorhut aufzusetzen hätte, und es daher keines weitern Fragens nach meinem geringen Ich bedürfe. Man denke sich daher meine Beängstigung, als ich mich dem Stadtthore von Goslar näherte, die ganze von Heß'sche Corporalscene mir lebhaft vorschwebte, und kein ordentlicher Paß in meinen Taschen zu finden war. Was sollte ich machen! Wollte ich mich nicht blos mit dem Anschauen der äußern Schaale Goslars begnügen, und den Kern davon auch kosten, so mußte ich es wagen, und einen Versuch machen, ob man meinen Doktor respectiren, ob man mich darauf paßiren lassen würde. Da ich indessen vermuthen konnte, daß der wachthabende Corporal sich besser auf Stockprügel, als auf die lateinische Sprache verstehen werde, so machte ich mich im voraus auf eine Uebersetzung meines Diploms gefaßt. So vorbereitet schritt ich standhaft vorwärts. Kaum trat ich mit dem linken Fuße in das erste Gatterthor, so zog ich auch mit der rechten Hand das wohl zusammengefaltete Diplom hervor, und sah nach der Wachtstube hin, wo meiner Meinung nach nun das — „Landsmanns woher?“ — erschallen mußte. Allein, — ich hörte nichts, ich sah nichts. Ich war so diskret, stehen zu bleiben, um den Corporal zu erwarten; es erschien aber keiner. Indem schlug es zwölfe, und mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Der wachthaben-

de Officier hielt eben Mittagsruhe; das war die Ursache, warum ich ungehindert paßirte. Ich hatte übrigens meine Schuldigkeit gethan; ich hatte mich lange genug der Examinations-Commission Preiß gegeben, und mir konnte es daher Niemand zur Last legen, daß ich unaufgezeichnet einpaßirt war. Bey dem allen spürte ich eine Art von Aengstlichkeit, ging auf den Zehen fort, und schlich dann wie einer der ohne Einlaßbillet ins Schauspielhaus gelangte, und des Caßirers Aufmerksamkeit entging, mit einigem Herzklopfen zu dem düstern Thore hinein.

Natürlich konnte ich es nicht unterlassen, mehrern meinen Glückszufall zu erzählen, und da hörte ich denn, daß in keinem Thore Goslars Jemand angehalten und examinirt würde; nur vor einigen Jahren, gerade in der Zeit, wo der Hr. v. Heß Goslar besucht habe, sey es geschehen, weil einem aus der Nachbarschaft entwischten bedeutenden Verbrecher Steckbriefe nachgeschickt worden wären, und man besondere Muthmaßungen gehabt habe, daß derselbe durch Goslar kommen würde, daher jeder Einpaßirte genau examinirt worden sey, und dies Schicksal auch Heß gehabt habe, dessen Vorwürfe hierüber mithin ganz ungegründet wären.

Zur Rechtfertigung des guten Goslars, und zur Berichtigung der Durchflüge des Hrn. v. Heß be-

merke ich dies. In der Folge denke ich noch einigemal dieses Geschäft zu übernehmen.

Goslar war gerade in sein jährliches Feyerkleid gehüllt; seine glänzendste Periode, die des Freyschießens, begann, als ich es sah. Es dauert dieses Fest, welches außerordentlich viele Fremde aus der ganzen umliegenden Gegend herbey lockt, eine volle Woche lang. Für die Bürger der Stadt ist es ein wirkliches Fest; denn was das Jahr über verdient und gespart wurde, das geht in diesen acht Tagen rein wieder drauf. Alles jubelt, springt, zecht, tanzt und feyert siebenmal vier und zwanzig Stunden lang, vergißt im Taumel des Vergnügens Geschäfte, Arbeit und Handthierung, lebt flott und thut sich gütlich; aber die bösen Folgen kommen nach, Schulden und Mangel erhalten das Andenken an diese Tage noch lange neu, und mancher Handwerker hat sich kaum herausgearbeitet, wenn diese Epoche wieder eintritt. Zwar hat ein großer Theil der Einwohner während dieser Zeit ansehnlichen Gewinn und Verdienst; allein der größere verschuldet dabey und ruinirt sich. So sehr ich für alle Volksfeste bin, so bin ich doch überzeugt, daß dies Vergnügen zu theuer erkauft wird, daß es mit dem daraus entspringenden Nachtheile in keinem Verhältnisse steht, und daß eine Abkürzung desselben in vieler Rücksicht vortheilhaft seyn würde.

Wer Goslar nur in diesen acht Tagen sieht, nimmt eine gute Idee von seiner Lebhaftigkeit mit; denn des Fahren, Reitens und Laufens ist kein Ende. Allein ich sah es auch noch nachher in seinem Alltagskleide, und fühlte da um so stärker den Abstand. Als ob die Pest mit ihrer tödtenden Sense hier gemäht hätte, so todt, so still und menschenleer waren die Straßen.

Der Schießplatz ist vor dem Vitus-Thore, auf einer großen, ebenen, schon ins Hildesheimische gehörigen Wiese. Die Menge von bretternen Häuserchen oder Zelten, welche hier in Straßenform erbaut sind; das Gewühle der Menschen, wovon dieser seine Waare, jener seine Künste feil bietet, ein dritter in das Marionettentheater einladet, ein vierter seine Leyer für sechs Pfennige anstimmen will; das Schießen, die vielfache Musik, der Tanz der Bauern, das Jauchzen und Schreyen der Jugend, welche sich mit kleinen Feuerwerkskünsten unterhält, alles das bildet ein munteres, abwechselndes Gemählde, welches unterhält, oder zu stillen Beobachtungen hinlänglichen Stoff darbietet. An jedem Nachmittage dieser Woche ist der ganze Platz mit Menschen übersäet, und vorzüglich bey günstiger Witterung. Jeder sucht seine Unterhaltung so gut als er kann, entweder in einem geselligen, freundschaftlichen

Zirkel, bey der Musik, oder in der Bouteille, und wenn der Abend herbey kommt, zieht alles in die Stadt zurück auf das Worthgildenhaus am Markte, wo bis in die sinkende Nacht getanzt wird.

Hier, wo gewöhnlich Wein und Tanz die Geister belebten, ging es nicht immer sehr gesittet zu. Man rauchte im Saale Tabak, behielt den Hut auf, schämte sich nicht, mit Stiefeln und Sporn zu tanzen, und setzte die Achtung, die doch jeder gegen das weibliche Geschlecht haben sollte, ganz aus den Augen. Die Polizey tanzte entweder selbst mit, oder es war gar Niemand da, welcher solchen Misbräuchen hätte steuern können, oder man wagte nicht, etwas zu sagen, da der größte Theil der Tanzenden Auswärtige waren; kurz, es ging in diesem Tempel der Terpsichore etwas unartig zu, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß ein Frauenzimmer von Erziehung hier nur eine Stunde lang ausdauern mochte. Dennoch sah ich mehrere Abende in der Woche dieselben wieder kommen, welche wahrscheinlich den Grundsatz mitbrachten, daß man die Dinge nehmen müsse, wie sie wären, und nicht wie sie seyn sollten. Es könnte übrigens hier sehr wohl eine Ordnung eingeführt werden, wenn man nur ernstlich wollte. Wozu unterhält denn die Stadt ein Dutzend Soldaten nebst einem Lieutenant,

wenn sie sich ihrer bey solchen Gelegenheiten nicht bedienen will? Es ging zwar ein Mann in militärischer Uniform umher, dessen Amt es seyn mochte, hier auf Ordnung zu sehen; allein seine Perucke schien einen Kopf zu bedecken, welcher mehr zu gehorchen, als zu befehlen, verstand.

Goslar, eine kaiserliche freye Reichsstadt, ist eine der ältesten Städte Deutschlands, und von ihrem Ursprunge an gleich reichsunmittelbar gewesen. Ihr Daseyn verdankt sie dem Kaiser Heinrich dem Ersten. Um sich gegen die verwüstenden Ueberfälle der Hunnen zu sichern, welche Deutschland periodisch in Contribution setzten, und von den Kaisern, Ludwig dem Vierten und Konrad dem Ersten, nur durch einen jährlichen Tribut zurück gehalten wurden, legte er Städte an, und umgab sie mit Gräben, Mauern und Wällen. Solche feste Oerter hielten jene Horden weit mehr zurück, als ihnen entgegengestellte Heere; denn sie fochten lieber zu Pferde und im freyen Felde, als daß sie sich auf Belagerungen einließen.

Heinrich, der sich als Jagdlustiger vorzüglich gern am Harze aufhielt, auch in der Gegend, wo jetzt Goslar steht, ein Schloß, Werla genannt, hatte, erbaute hier eine Stadt, und nannte sie nach

dem vorüberfließenden Bache Gose, Goslar. Dies geschah ums Jahr 923 oder 24. Mehrere Städte in der Gegend entstanden um eben diese Zeit auf gleiche Veranlassung.

Goslar war freylich anfangs klein; allein es wuchs mit jedem Jahrhunderte, so daß Wall und Graben oft weiter hinaus gerückt werden mußten, um der zunehmenden Volksmenge Raum zum Anbau zu verschaffen. Die unter Otto dem Großen entdeckten Bergwerke im Rammelsberge, der öftere Aufenthalt der Kaiser und Könige Deutschlands, die häufigen Versammlungen der Reichsstände in ihren Mauern, alles beförderte Goslars Wohlstand, verbreitete Leben und Thätigkeit in ihr.

Das Oberhaupt des deutschen Reichs hatte in jenen Zeiten nie einen festen Wohnort. Die Kaiser ließen nicht durch ihre Minister und Generale das Land regieren und vertheidigen, wie wir es jetzt gewohnt sind; sie fingen in den schwierigsten und gefahrvollesten Perioden nicht Goldfischchen noch Fliegen, sie machten kein Siegellack, sondern sie waren selbst überall, führten in eigner Person ihre Heere an, unterrichteten sich selbst durch den Augenschein vom Zustande ihrer Besitzungen, und ließen ihre Regierungszeit eine stete Reise durch ihre Staaten seyn. Da konnte

freylich ein Land schneller empor kommen, leichter und kürzer die Mittel dazu aufgefunden werden.

Die Städte, wo sich die Kaiser gewöhnlich länger als in andern aufzuhalten pflegten, hießen Pfalzstädte. In diesen hatten sie meistens Schlösser, wo nicht nur alles mehr zu ihrer eigenen Bequemlichkeit eingerichtet, sondern auch die nöthigen Anstalten getroffen waren, daß zu den Versammlungen der deutschen Fürsten hinlänglicher Raum da war. Eine solche Pfalzstadt war auch Goslar. Da von Seiten des Kaisers eine Vorliebe zu der Stadt vorausgesetzt werden darf, welche er zur Pfalzstadt erkieste, so läßt es sich auch leicht begreifen, warum eine solche so vorzüglich begünstigt und empor gehoben wurde, und weit schneller als ihre Nachbarinnen aufblühte. Auch Goslar empfand sehr merklich den wohlthätigen Einfluß der Gegenwart des Reichsoberhaupts. Dies war besonders der Fall unter der Regierung der Kaiser Heinrich II, Konrad II, und Heinrich III und IV. Diese erbauten Kirchen und Klöster, erweiterten die Stadt, und versahen sie mit schönen Gebäuden und Privilegien.

Bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts nahm der Wohlstand Goslars augenscheinlich zu, und es hob sich immer mehr an Macht, Ansehen, Einfluß und Reichthum. Allein, hier entdeckt man

einen gänzlichen Stillstand seines weitern Emporkommens, hier hatte es die höchste Stufe desselben erreicht; denn von der Zeit an sank es allmählig wieder herab bis zu der Unbedeutsamkeit, in welcher wir es jetzt sehen. Sein Verfall begann in der Periode, als Philip von Schwaben und Otto von Braunschweig um die Kaiserkrone rangen. Da Goslar auf Philips Seite getreten war, so mußte es von der Ottonischen Parthey unendliche Drangsale erleiden, sich auch von ihr belagert, eingenommen und rein ausgeplündert sehen. Diesen Schlag verschmerzte es zwar wieder einigermaßen unter den folgenden Kaisern; allein die veränderten Zeitumstände ließen es nicht ganz zu. Die Herren Kaiser fingen an bequemer zu werden, und andern Köpfen die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu überlassen. Sie hörten auf, in eigner Person ihre Staaten zu bereisen, sie blieben an einem Orte ruhig sitzen, kamen daher auch nicht mehr nach Goslar, wo mithin auch keine Reichstage mehr gehalten wurden. Der kaiserliche Pallast brannte 1288 ab, blieb in seiner Asche liegen, und die Stadt wurde nach und nach ganz von ihren sonstigen so warmen Beschützern vergessen, wie man eine alt gewordene Geliebte zu vergessen pflegt. Hierzu kam noch, daß der Bergbau im Rammelsberge lange Zeit liegen blieb, da eine Hauptgrube zusammengestürzt war, die über vierhundert Arbei-

ter vergraben hätte, und man sich damals auf die Wiederherstellung derselben noch nicht so verstand wie jetzt; endlich raffte auch die Pest eine ungeheure Menge Menschen weg, indem sie ein ganzes Jahrhundert hindurch, in Perioden von dreyßig Jahren nach einander weg, entsetzlich wüthete. Von allen diesen Unfällen hätte sich indessen Goslar doch nach und nach wieder erholen können, wenn nicht Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig sie zu sehr gedrückt, wenn er ihr nicht die Kräfte, die Mittel dazu, so ganz abgeschnitten hätte.

Wenn man die Geschichte der Reichsstädte durchblickt, so wird man überall finden, daß sie von ihren mächtigern Nachbarn am meisten gedrückt wurden, daß diese sie stets zusammen klemmten, und ihnen die in ruhigen Zeiten gesammelten Kräfte periodisch wieder auspreßten. Eine wohlhabende Reichsstadt war ihnen ein Dorn im Auge, oder vielmehr ein Gericht, nach welchem sie immer lüstete. Gewöhnlich waren nun die Reichsstädte wohlhabender als die Fürsten; wenn diese daher Mangel litten, so mußten jene bluten. Konnten sie ihnen nur den mindesten Vorwurf mit Recht machen, so wurden sie belagert, gedrangsalt, und durften sich Glück wünschen, wenn ein Lösegeld sie von der Plage befreyte. Fand sich kein scheinbar gültiger Grund dazu vor,

so wurde er aus der Luft gegriffen, die Stadt mußte sich das Mark aussaugen lassen, und der Durchlauchtigste Herr praßte damit. An diese Betteleyen nach und nach gewöhnt, gaben sie solchen Helden entweder gutwillig einen Zehrpfennig, ohne es zu Thätlichkeiten kommen zu lassen; oder sie sahen sich genöthigt, sie zu ihren Schutzherrn zu erwählen, um sie nur mit einem kleinen jährlichen Tribut los zu werden. Oft aber wurden sie gänzlich von ihnen verschlungen, und büßten ihre Reichsunmittelbarkeit rein ein.

Es ist wirklich zu bewundern, daß wir gegenwärtig noch so viele, und besonders so viele kleine Reichsstädte haben, daß man sie bis auf den heutigen Tag noch im Besitz ihres Eigenthums und ihrer Selbstständigkeit gelassen hat. Von Seiten der mächtigen Nachbarn hat es freylich nie am guten Willen gefehlt, sie sich unterthänig zu machen, es mangelte nur immer an guten Gründen dazu. Doch, was sage ich, — Gründe! — wozu diese? Ein wohlstilisirtes Manifest, worinnen die vermeintlichen Ansprüche auf die höchst wahrscheinlichste Weise, mit den überzeugendsten Floskeln aufgeputzt, in deutscher und französischer Sprache vorgelegt, und die gnädigen, wohlmeinenden Gesinnungen für das Wohl der Stadt, in der herablassendsten men-

schenfreundlichsten Sprache, dargethan werden, und zur Schlußvignette eine wohlorganisirte stehende Armee mit den erforderlichen vier und zwanzig Pfündern hinzu gefügt wird, wer kann dann gegen solche gerechte Ansprüche etwas einwenden, wer sich nicht überzeugt fühlen, daß ein Mann von Gottes Gnaden mit dieser gedruckten Deklaration in der einen, mit dem Kommandostabe in der andern Hand, die einleuchtendsten Rechte und Ansprüche auf eine solche Stadt hat! Und was will dann die arme Reichsstadt anfangen! Sie muß es einsehen, daß es auf ihr Bestes abgezielt ist; sie muß sich durchdrungen fühlen, von der unerwarteten Fürsorge des gnädigen Herrn; sie muß ihm mit den Schlüßeln der Stadt entgegen kommen, und den neuen Landesvater frohlockend einführen in ihre Ringmauern. Fühlte sich doch Stanislaus von den auf solche Art, und in einer solchen Sprache ihm eröffneten Gründen so ganz überzeugt, daß er sich ein Vergnügen daraus machte, sein Land in drey Theile zerreißen zu lassen, und mit dem Abhub zufrieden zu seyn, wie vielmehr eine Reichsstadt! Ich hoffe auch noch zur Ehre der Menschheit, daß eine Reichsstadt nach der andern von ihrem Nachbar in seine gnädigen Arme aufgenommen werden wird; denn wozu soll da ein ganzes Corps Bürgemeister ernährt werden, wo die Stimme eines Einzigen

hinreicht, das Ganze zu dirigiren! So sehe ich schon Hamburg in Dänischen, Bremen in Hannöverischen, Frankfurt in Heßischen, Mühlhausen und Nordhausen in Preußischen, Goslar in Braunschweigischen Händen u. s. w.

Schon vor drittehalb hundert Jahren hatte Braunschweig große Lust, Goslar wegzunehmen, und es würde auch gewiß geschehen seyn, wenn Goslar nicht die schimpflichsten Friedensbedingungen eingegangen wäre. Die Geschichte jener Tage ist für das Schicksal dieser Stadt zu wichtig gewesen, hat einen zu entschiedenen bösen Einfluß auf den Wohlstand derselben gehabt, ist die hauptsächlichste Ursache ihrer völligen Verarmung geworden, als daß ich sie hier übergehen sollte.

Herzog Heinrich, der Jüngere, von Braunschweig, der durch den Anfall des größten Theils des Stiftes Hildesheim nun im Stande war, die von seinen Vorfahren versetzten Güter wieder einzulösen, wollte dieses auch 1525 mit einem Forste, und den Zehnten von den Rammelsbergischen Bergwerken thun, den er Jemanden zu Lehn gegeben, und welcher von diesem Lehnsträger mit seiner Bewilligung an die Stadt Goslar wiederkäuflich verkauft war. Dagegen ließ sich mit Grund nichts einwenden, und man gab ihn daher auch beides wieder zurück. Allein

er verlangte außerdem noch andere der Stadt zugehörige Waldungen, so wie auch den Rammelsberg selbst. Goslar beschwerte sich darüber beym Reichs-Cammergericht in Speyer, und dieses untersagte dem Herzog alle Gewaltthätigkeiten. Heinrich aber nahm hiervon keine Notiz, sondern griff zu, wo er konnte, bemächtigte sich vieler Schmelzhütten, ließ das Erz wegführen, stellte eigne Bergbediente an, und rückte mit seiner Mannschaft in die Nähe von Goslar, um jede Bewegung und Unternehmung desselben scharf im Auge zu haben, und wenn es sich einigermaßen thun ließe, es selbst wegzunehmen. Natürlich klagte Goslar sehr laut über solche Ungerechtigkeiten; allein, was konnte sie sammt dem Reichs-Cammergerichte ausrichten, da Heinrich alle Decrete und Inhibitoriales des letzteren mit grobem Geschütz beantwortete, ihnen hohnlächelte, und sich auf die persönliche Gunst Kaiser Karls V verlassen konnte!

Bey diesen Umständen hielt es die Stadt für das rathsamste, sich selbst zu vertheidigen und zu helfen. Zu dem Ende ließ sie alle sie umgebende Klöster und festen Orte, welche ihr hätten nachtheilig und dem Feinde vortheilhaft seyn können, niederreißen, besetzte ihre Wälle und Thore so gut als es möglich war, und ließ sich auch in den Schmalkal-

dischen Bund aufnehmen. Heinrich nahm dies sehr übel auf. Er wurde deshalb beym Reichs-Cammergericht klagbar, und beschuldigte sie des Landfriedensbruchs, dessen er sich doch eigentlich schuldig gemacht hatte.

Mit großen Herren muß man sich in der Regel in gar keine Streitigkeiten einlassen; denn gewöhnlich zieht man den kürzern dabey, hätte man auch das größte Recht auf seiner Seite. Man thut daher immer besser, sie, so viel man kann, ganz zu meiden, oder nachzugeben, wo es sich nicht ändern läßt. Hätte Goslar dies damals bedacht, so stünde es jetzt vielleicht auch noch besser um seinen Flor.

Bey allen den rechtmäßigen Beschwerden, welche Goslar führte, und führen konnte, erhielt es doch keine Hülfe, sondern wurde vielmehr bestraft. Denn, wider alles Erwarten erklärte das Reichs-Cammergericht im Octob. 1540 die Stadt in die Reichsacht, und trug die Execution derselben ihrem Feinde, dem Herzoge Heinrich auf. Warlich! in keine bessern Hände hätte es diese Zuchtruthe geben können, als in die Hände dieses Menschen, welcher nun schon im Geiste seine vieljährigen Bemühungen gekrönt, die arme Stadt schon in seinen Händen sah; allein, die Umstände änderten sich bald. Der Kaiser hob nach einem halben Jahre diese Achtserklärung

Goslars wieder auf, untersagte Heinrichen jede fernere Gewaltthätigkeit, und versprach beyden Theilen, die Sache gütlich beyzulegen. Dies zu bewirken, sandte er Kommissarien ab, welche die Vergleichungsvorschläge beyder hören sollten; allein, Heinrich ließ sich auf nichts ein, er drückte und bedrängte die Stadt nach wie vor. Da rückten endlich, zu ihrer Rettung, der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen, der Grosmüthige, als Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes, im Jul. 1542, mit 22000 Mann ins Braunschweigische. Heinrich, der ihnen keine solche Macht entgegensetzen konnte, floh, und sein Land fiel jenen in die Hände.

Vier Jahre lang lebte Heinrich im Exilio, und Goslar ohne Drangsale. Im Jahre 1545 aber kam er mit einer in der Zeit gesammelten Kriegsmacht wieder angerückt, Wolfenbüttel vorerst wegzunehmen. Allein der Versuch lief unglücklich für ihn ab; denn er sammt seinem Sohne wurden gefangen genommen, und auf die hessische Festung Ziegenhain gebracht.

Hier saß er nur zwey Jahre; denn, als 1547 in der beym Städtchen Mühlberg, im Markgrafthum Meißen, vorgefallenen Schlacht, die Protestanten von dem Kaiser Karl V. geschlagen, der

Landgraf von Hessen und Joh. Friedr. der Kurfürst von Sachsen gefangen genommen, und dadurch der ganze schmalkaldische Bund gesprengt wurde, so erhielt Heinrich seine Freiheit und sein Land wieder.

Von diesem Augenblicke an mußte Goslar auch wieder einer trüben Zukunft entgegen sehen. Karl V. machte den Anfang derselben selbst damit, daß er ihr 40000 Goldgulden abpreßte, weil sie sich zur protestantischen Parthey gehalten hatte. Heinrich folgte einige Jahre darauf diesem Beyspiele nach. Er rückte 1552 mit seinen Truppen vor ihre Mauern, schloß sie ein, machte alle Anstalten zu einer ernsthaften Belagerung, und drohte, alles der Erde gleich zu machen, wenn sie sich nicht ergäbe, und fing schon an, sie zu beschießen. — Ohne Aussicht nach Hülfe, ohne Hoffnung, entsetzt zu werden, ohne Kraft, in die Länge Widerstand leisten zu können, und in der peinlichen Furcht, die Drohungen Heinrichs erfüllt zu sehen: — wer verdenkt da der guten Stadt den Entschluß, sich zu ergeben, und lieber etwas aufzuopfern, als ihre ganze Selbstständigkeit zu verlieren! Sie that es, — und ihre Verarmung war entschieden. Große, unermeßliche Aufopferungen hat sie dieser Entschluß gekostet, worüber nach Jahrhunderten noch ihre Nachkommen Ach! und Wehe! schrien und noch schreyen.

Sie schickte einige Deputirte in das Kloster Riefenberg, wo Heinrich war, bat um Gnade, und schloß hier einen Friedenstraktat, der nicht schimpflicher, nicht demüthigender für sie hätte ausfallen können*).

Im Eingange desselben muß die Stadt Goslar bekennen: daß sie sich an dem Herrn Herzog schwer versündigt, seine Gnade gemißbraucht, und ihn dadurch gereizt habe, sie zu bekriegen; daß sie sich „ex ipsis caussis meritis“ die Reichsacht zugezogen, welche aber Se. Fürstl. Gnaden nur dann erst zu exequiren sich gedrungen gesehen hätten, als die Stadt widerrechtlich verfahren, und den Landfrieden gebrochen habe. Um es nun nicht zu Weiterungen kommen zu lassen, hätte sie den Herrn Herzog um Frieden gebeten, und sich „freywillig, ungezwungen und ungedrungen“ — und die Kanonen des Herzogs standen rings um sie her — mit einander verglichen. Hierauf erkennen sie ihn als völligen Schutzherrn an, treten ihm die Rammelsbergischen Bergwerke, die mehresten ihrer Forste, mit allen Hoheitsrechten, ganz ab; versprechen ihm

*) Honemann in seinen Alterthümern des Harzes, dem ich bey dieser Geschichtserzählung meist gefolgt bin, theilt ihn im 2n Thle S. 75 wörtlich mit.

zehn Stück Feldschlangen zu liefern; alle an den Herzog habenden Schuldforderungen zu cassiren; ihm ein jährliches Schutzgeld von 500 Rthlr. zu entrichten, und sich, in Ansehung des seinen Unterthanen zugefügten Schadens, mit denselben abzufinden. Dagegen verspricht Heinrich: „die Stadt „wiederum zu Gnaden auf: und anzunehmen, in „allewege ihr gnädiger Herr zu seyn und zu bleiben", und was dergleichen schöne, fürstliche, nichtssagende Floskeln mehr sind.

So verlor denn Goslar den grösten Theil seiner Besitzungen, welcher die ergiebigste Quelle ihrer Nahrung, ihres Reichthums war, und muste ihn einem Durchlauchtigsten Räuber mit der tiefsten Devotion, und bey den schändlichsten Bedingungen, dennoch in aller Unterthänigkeit überreichen, und sich noch glücklich schätzen, daß sich Se. Durchlaucht damit abfinden ließen, und nicht Alles verlangten.

Wie muß sich Heinrich nicht gefreut haben, als er es endlich durch eine sieben und zwanzigjährige Tortur so weit gebracht hatte, als er seine Absicht, die Stadt zu demüthigen, zu ruiniren, sie sich treu, gehorsam und gewärtig zu machen, erreicht sah! Und wie mag allen Goslarensern das Herz geblutet haben, als sie ihre schönsten Güter

so hinnehmen, als sie sich alles dessen beraubt sehen mußten, was sonst ihren Wohlstand, ihren Reichthum ausgemacht hatte; als sie da nicht mehr erndten durften, wo sie so reichlich gesäet hatten; als sie sich endlich unter dem Schutze eines Menschen sahen, der sie beraubt, bestohlen hatte, welcher der Henkersknecht ihres Wohlstandes war! — Warlich! nicht ohne Widerwillen, nicht ohne empörtes Gefühl, kann man die Geschichte dieser Behandlung lesen, nicht, ohne den Wunsch zu fühlen, sie enden: daß wir doch nicht in unsern Tagen Pendants dazu erleben möchten. Leider! aber ist dies nur zu oft der Fall, und man findet überall in der Geschichte, daß die Mächtigeren von jeher sich gleich waren; daß immer der Stärkere den Schwächern berupfte, und ihn zu verschlingen, oder doch zu verkleinern bemüht war; daß die gerechteste Sache des letztern, auf die unumstößlichsten Gesetze gegründet, nicht gegen die bewaffneten, unbilligen Anforderungen des erstern, zu vertheidigen war, sondern das Recht des Stärkern unter jeder Zone von jeher galt, gekannt und respectirt wurde, und gelten und respectirt werden wird, ohne daß darüber Gesetzbücher vorhanden, noch Anleitungen zur Kenntniß desselben je geschrieben worden sind.

Goslar war nun zwar diesen lästigen Feind los, ja er hatte sich sogar in ihren Freund umgewandelt,

der sich ihrer anzunehmen, sie zu schützen versprach, nachdem er ihr erst alles genommen, und sie nicht viel mehr zu verlieren hatte; allein von Anfechtungen blieb sie doch nicht frey, und es scheint, als wäre von der Zeit an, wo Heinrich sie zu befehden begann, ihr gutes Gestirn erloschen. Die Kipper- und Wipperzeit; die Pest, welche über 3000 Menschen binnen kurzem in der Stadt wegraffte; der dreyßigjährige Krieg; der Verfall der sonst so ansehnlichen und sehr einträglichen Brauerey, und endlich die große Feuersbrunst im Jahre 1780: alles dies zusammengenommen senkte sie allmählig hinab in den Abgrund der drückendsten Armuth, aus dem sie sich windend und krümmend emporarbeiten will, aber es nicht vermag. Seufzend unter der Last der Schulden, krank an Seel' und Leib, vegetirt dieser kleine Staat so hin, bis seine Beulen den Todeskampf herbeyführen werden, und dann sich einer der Nachbarn ihrer liebevoll erbarmen, ihr Arzt, und — ihr Herr werden wird.

Goslar liegt auf der mitternächtlichen Seite des Harzes, vier Meilen von Wolfenbüttel und sechs von Hildesheim entfernt. Von drey Seiten ist die Stadt mit Bergen umgeben, welche sich amphitheatralisch um sie herziehen, von der vierten ist sie uneingeschlossen; eine weite Ebene dehnt sich vor

ihr hin. In jenen Zeiten, wo Pulver und Bley noch nicht gekannt wurden, war sie eine vollständige Vestung. Sie hatte Wälle, Graben, feste Thore und hohe Mauern, daher sie auch im Jahre 1180 eine förmliche Belagerung von Heinrich dem Löwen aushalten konnte. Als aber im vierzehnten Jahrhunderte die Erfindung des Pulvers und der Schießgewehre der Art zu kriegen eine ganz neue Wendung gab, so wurden alle diese Bevestigungswerke nach und nach immer unnützer, und jezt sind sie daher meist ganz demolirt. Die vielen Thürme, welche auf den Mauern standen, deren Anzahl sich noch im vorigen Jahrhunderte auf hundert und zwey und achtzig belief, sind theils ganz abgebrochen, theils zu andern Zwecken eingerichtet. Der Graben ist zugeschüttet, der Wall abgegraben und in Gärten verwandelt. Alles dies aber hat viel dazu beygetragen, der Stadt ein besseres Ansehn zu verschaffen, und besonders gereicht ihr die Anlegung der Gärten nicht nur zum Nutzen, sondern ist ihr auch die freundlichste und mannigfachste Einfassung. Das äußere Kleid der Stadt ist überhaupt besser, als die innere Bauart derselben, und ich habe bey einem wiederholten Ueberblick von Goslar, und zwar von mehrern Standpuncten aus, ganz und gar nicht das melancholische, Invaliden-Uniform ähnliche*)

*) v. Heß Durchflüge 1ster Thl.

Ansehn finden können, welches mehrere Reisende gefunden haben wollen. Viele Häuser sind mit Schindeln gedeckt, welches freilich nicht so heiter aussieht, als Ziegeldächer; allein fast eben so viele sind mit Ziegeln belegt, wodurch eine Mischung von abstechenden Farben entsteht, die keinesweges widrig ist. Man muß freilich nicht unmittelbar vom Andreasberge hierher kommen, wo alles noch neu ist, noch glänzt.

Goslar hat gegenwärtig 1200 Häuser, worinnen 5000 Seelen leben, und vier Thore, die noch alle aus den grauesten Zeiten herrühren, und verwahrt sind. Die Straßen sind alle nicht gerade, sie laufen krumm und schief durch einander, wie sich dies auch in einer solchen alten Stadt nicht anders erwarten läßt. Das Pflaster ist schlechter, als ich es irgendwo gefunden habe. Wer mit einem Wagen, der nicht in Stahlfedern hängt, rasch darüber hinfährt, riskirt, sich etwas im Leibe zu sprengen, so arg und kräftig wird man zusammengestaucht, da es so unegal ist. In der Mitte der mehresten Straßen fließt, in der Breite einer Wagenspur, stets Wasser, welches zwar bey Feuersgefahr von Nutzen seyn kann, außerdem aber den grösten Uebelstand verursacht. Im Winter wird dadurch die Straße mit Eis belegt, und im Som-

mer muß man, um von einer Seite auf die andere zu kommen, auf zwey im Wasser stehende Steine, Springsteine genannt, treten, von denen ein ungewohnter Fuß sehr leicht abgleiten und ins Wasser treten kann. Die Goslarienser sind diese Einrichtung gewohnt; sie laufen mit einer solchen Schnelle darüber hin, wie der Schornsteinfeger über den First des höchsten Hauses. In Sachsen findet man diese Einrichtung noch in vielen kleinen Städten.

Nur am Markte stehen einige Häuser von Belang, worunter sich das des Oberfactors Giseke besonders auszeichnet; sonst sieht man sich vergebens nach solchen Gebäuden um, die einige Aufmerksamkeit verdienten. Außer den nach dem Brande von 1780 wieder aufgebauten, tragen sie alle noch die Spuren des höchsten Alters und der schnörkelhaftesten Bauart; doch sind sie nicht, wie die Clausthaler, mit Bretern, wohl aber hin und wieder mit Schiefern überzogen.

Unter die historisch und ihrer Bestimmung halber bemerkenswerthen Gebäude, gehören die Worth, das Rathhaus, der Dom, die Ueberbleibsel des sonstigen kaiserlichen Palasts und einige Kirchen.

Die Worth, oder das Worthgildenhaus, steht am Markte. Es ist ein massives, sehr geräumiges,

altes Gebäude, welches vor Zeiten die Wohnung der deutschen Kaiser gewesen seyn soll. An der Vorderseite stehn zwischen den Fenstern acht in Lebensgröße aus Stein geformte und geharnischte Kaiser, mit den Reichsinsignien in den Händen. Gegenwärtig ist es theils Gasthof, theils gebrauchen es die Gilden zu ihren Versammlungen, und bisweilen tanzt auch die schöne Welt darin.

Das Rathhaus steht am Markte, und ist ebenfalls ein altes, massives Gebäude. In diesem versammelt sich ein hochedler Rath, mit allem, was dem anhängig ist, und vom Staatsruder einen Span in der Hand hat. Auch das Archiv befindet sich darin, welches in der grösten Unordnung seyn soll. Einigemal schon hat der Magistrat jungen Juristen 200 rthlr. für die Uebernehmung der Ordnung desselben geboten; allein Niemand will sich zu dieser mühevollen Arbeit für eine solche Kleinigkeit verstehen.

Als im Jahre 1641 die kriegführenden Mächte Frieden schließen wollten, wurde Goslar zum Ort des Friedenscongreßes auserſehen. Mehrere Bevollmächtigte hatten sich zu dem Ende auch schon hier eingefunden, und hielten auf diesem Rathhause täglich Versammlungen. Allein, diese Ehre sollte der Stadt nicht zu Theil werden; denn die

Unterhandlungen zerschlugen sich wieder, und erst sieben Jahre später wurde der Friede zu Osnabrück geschlossen.

Das bey weitem merkwürdigste Gebäude Goslars, ist der Dom, oder das kaiserliche freye Exemtstift des heiligen Simons und Judä. Er liegt am südlichen Ende der Stadt, ist aber kein großes, prächtig-gothisches Gebäude, wie man sonst gewohnt ist, Domkirchen erbaut zu finden, sondern eine kleine, unbedeutende Kirche, die man leichter für eine Dorf-, für eine Hospitalkirche, als für einen Dom zu halten geneigt ist. In Vergleichung mit den prachtvollen Domen in Wien, Prag, Meissen, Naumburg, Magdeburg und Merseburg, verdient er kaum diesen Namen; allein sein hohes Alter erwirbt ihm alle Ehrfurcht. Denn längst vor der Entstehung seiner jüngern, mehr ausgeschmückten Brüder, stand er schon da. Kaiser Heinrich III. verlegte nemlich schon im Jahre 1040 dies Stift von Schulenrode, einem Dorfe unter den Ruinen der Harzburg, hierher. Er sowohl als seine Nachfolger beschenkten es sehr reichlich, entzogen es aller fremden Gerichtsbarkeit, und unterwarfen es allein der des höchsten Reichsoberhaupts. Nachdem sich aber die Kaiser von hier ganz weggewöhnten, hat es auch viel an Ansehn und Reichthum verlo-

ren; dennoch wird es noch jezt immerfort von den Kaisern in seiner Reichsunmittelbarkeit bestätigt, ist von aller Landeshoheit befreyt, steht mit Goslar in gar keiner Verbindung, und übt, doch nicht ganz ungestört, seine Gerichtsbarkeit aus.

Die Verfassung dieses Stifts ist folgende: der Domprobst ist katholischer Religion, und hat mit den Kanonicis gar nichts zu thun, da deren Güter von denen der Probstey getrennt sind. Jenem präsidirt ein Dechant, welches gegenwärtig ein Cammerrath, Baron von Gebhardi, in Braunschweig ist. Diesem bringt sein Posten nur einige hundert Thaler ein; dafür hat er aber auch so viel als gar nichts zu thun, und wenn er auf den Tag des heiligen Jacobs in Goslar ist, so kann er das ganze Jahr hindurch gehen, wohin er will. Kanonici sind sieben, worunter ein katholischer ist. Von diesen hat jeder gegen 200 rthlr. jährliche Einkünfte. Eine Stelle derselben vergiebt der Herzog von Braunschweig, welchen das Stift zum Schutzherrn angenommen hat. Außerdem sind noch drey Vikarii da, und zum Singen der Horas mehrere Schüler oder Choralisten. Im Jahre 1787 ertheilte Kaiser Joseph II. den Herrn Kanonicis ein Stifts- oder Gnadenzeichen, welches in einem goldenen Kreutze besteht, in dessen Mitte auf einem email-

lirten Oval auf der einen Seite Conrado I. et Josepho II. A. A., auf der andern Simon et Judas zu lesen ist, und welches, wenn ich nicht irre, an einem schwarzen, gewässerten Bande getragen wird.

Die Veranlassung zur Ertheilung dieses Kreuzes, gab das andere in Goslar befindliche Peters-Stift. Die Herrn davon, welche wahrscheinlich kein Kreuz hinten zu schleppen hatten, wollten gern vorn eins hängen haben, und baten daher den Kaiser, ihnen so ein Abzeichen allergnädigst zukommen zu lassen. Joseph, der mit solchen Berlocken eben nicht geizte, war nicht abgeneigt, den Herrn den Spaß zu machen. Bevor er es aber that, ertheilte er erst dem Dom, als älterem Stifte, obiges Kreuz, und dann erhielten sie auch eins, wodurch sie allesammt vom Herrn gezeichnet waren.

Im Innern des Doms werden mancherley merkwürdige Sachen aufbewahrt, welche gewiß kein Freund des Alterthums und der Geschichte unbesehen lassen wird. Gleich beym Eintritt erblickt man rechts an der Wand einen sogenannten großen Christophel von ungeheurer Größe abgebildet. Er geht mit Fischen in der Tasche durch das Wasser, und trägt das Christuskindlein, das mit der Weltkugel in der Hand auf seiner Schulter hockt, durch.

Wer der Verfasser dieses all Fresco - Gemäldes seyn mag, weiß ich nicht; allein es verräth keinen Ungeschickten in der Kunst. Die Zeichnung war sehr richtig, die Farben, ungeachtet ihres Alters, noch sehr lebhaft.

Weiter hin sieht man die schöne Mathilde, Heinrich III. Tochter, aus Holz geformt, in einem Sarge liegen, deren Liebesgeschichte mit dem Teufel ihr die halbe Nase kostete, welche auch diesem Stücke Holz mangelt. Der Herr v. Heß erzählt in seinen Durchflügen diese Aventüre ganz genau, daher ich sie nicht wiederholen mag: sie möchte sonst nur noch leichter einem unserer allzeit fertigen Romanenfabrikanten in die Hände fallen, und dramatisirt erscheinen, oder gar Stoff zu einer großen, heroisch-komischen Oper geben, indem der Gott sey bey uns! eine gar zu splendide Rolle darin spielen würde. Dies letztere wäre indessen vorerst weniger zu befürchten, da ich unserm guten Schikaneder bereits zu thun gegeben habe*), und kein anderer doch im Stande ist, in der Art etwas so Vollkommenes zu liefern, als er; es müßte denn ein gewißer Hensler in Wien seyn, der gütigst dafür sorgt, diesen geläuterten Geschmack des Publikums in der Blüthe zu erhalten, und wie ich als

*) 1stes Bändchen S. 146.

Augenzeuge versichern kann, seinen löblichen Zweck zu erreichen scheint.

Auch das Loch ließ ich mir zeigen, durch welches der Teufel bey dem 1063 in dieser Kirche zwischen dem Bischof von Hildesheim und dem Abt zu Fulda, Rangstreitigkeiten wegen, vorgefallenen Gemetzel, die Worte gebrüllt haben soll: — „diesen Tag habe ich blutig gemacht“ —, und welches trotz aller Mühe nicht wieder hat zugemauert werden können, bis — bis der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig eine Bibel als Stein mit einsetzen ließ; da hatte der Spuck gleich ein Ende. Jene blutige Schlacht, welche wirklich hier vorgefallen ist, muß schrecklich gewesen seyn. Es blieben nicht nur eine große Menge auf der Stelle und um die Kirche her, sondern viele, die sich in die abgelegensten Winkel der Kirche bis unter das Dach flüchteten, musten hier, da das Gemetzel drey ganzer Tage dauerte, des schmählichsten Hungertodes sterben, indem es keiner hervorzukommen wagen durfte. Als man im Anfange dieses Jahrhunderts das bleyerne Dach dieses Doms aus Speculation abnahm, und es dafür mit Schiefern deckte, fand man drey Menschengerippe unter den Dachsparren in einer gekrümmten Stellung; wahrscheinlich waren dies einige Unglückliche, welche sich in jenen Tagen hierher geflüchtet hatten.

Beym Altar wird ein Sitz gezeigt, dessen sich die Kaiser bedienten, wenn sie dem Gottesdienste beywohnten. Er ist in der Mauer angebracht, hinten mit einer meßingenen Lehne versehen und mit Steinplatten eingefaßt, auf denen sich verschiedene, halberhabene, mitunter lächerliche Figuren zeigen, welche mit von der Harzburg hierher gebracht worden seyn sollen. Wenn es wirklich je der Sitz eines Kaisers gewesen ist, so war sein Standpunct gut gewählt; denn rechts ist der Altar, links die Kanzel, und das ganze Schiff der Kirche vorn. Um doch auch einmal auf dem Stuhle gesessen zu haben, auf welchem so mancher allerdurchlauchtigste, grosmächtigste und unüberwindlichste Hintere gesessen hatte, ließ ich mich auf selbigem nieder; allein, meinem Gefühle nach, saß es sich gar nicht kaiserlich darauf, und wenn nicht noch ein Polster darin gelegen hat, so ist es gewiß auch dem unüberwindlichsten Kaiser nicht möglich gewesen, im December lange hier auszuhalten, sondern sich von der Kälte überwunden zu fühlen.

Gleich diesem Stuhle zur Linken hängt ein gekreuzigter Christus, dessen hinsterbender Blick überaus gut dargestellt ist. Je länger man das sich gleichsam immer tiefer neigende Haupt betrachtet, desto mehr entdeckt man den wahrheitsvollen Aus-

druck des Schmerzes, das langsame, qualvolle Absterben in allen Zügen. Wenn man aber das Haupt dieser Figur bewundern muß, so vermag man desto wenigere Aufmerksamkeit den übrigen Gliedern derselben zu widmen, da die ungeschickte Hand des Stümpers nicht daran zu verkennen ist, und man daher nichts anders glauben kann: als daß mehrere Künstler daran gearbeitet haben, oder daß das Haupt nur durch Zufall so gut gelang.

Unter allen Seltenheiten des Goslar'schen Doms war mir der metallene Opferaltar, des von den alten Deutschen verehrten Gottes Krodo, das interessanteste Stück. Vorausgesetzt, daß er ächt ist, woran freilich viele, wiewohl gewiß mit Unrecht, zweifeln, so ist er unstreitig eins der merkwürdigsten Alterthumsstücke, die auf uns gekommen sind. Seine Form glaube ich nicht deutlicher angeben zu können, als wenn ich ihn mit einem Kasten vergleiche, welcher ein längliches Viereck von drey Fuß zwey Zoll Länge, zwey und einem halben Fuß Breite, und zwey Fuß sechs Zoll Höhe bildet, das inwendig leer ist, mit runden Löchern durchbrochene Seitenwände hat, und statt der Füße, von vier kleinen menschlichen Figuren getragen wird, welche halbkniende, mit beyden Händen den Kasten über dem Kopfe unterstützende Druiden, vorstellen. Oben

darauf liegt eine Marmorplatte, in welche ein Kreuz eingehauen ist, welches das Zeichen seyn soll, daß der Altar bey der Einführung des Christenthums zum christlichen Gebrauche eingeführt wurde. Es stand dieser Altar auf der Harzburg, von welchem ich bey der Beschreibung dieses Schloßes mehr sagen werde. Jezt steht er einige Schritte vom Altar des hohen Chors entfernt. Daß dies merkwürdige Stück bis jezt keinen solchen hohen und dreusten Liebhaber gefunden hat, der es sich als einen Beytrag zu seiner Kunstkammer, oder Antikenkabinet ausgebeten, ist wirklich zu bewundern.

Gern hätte ich nun noch die Kapitelsstube am hohen Chor gesehen; allein, dies Glück wurde mir nicht zu Theil. Um die alten Gewänder, welche man darin aufbewahrt, war es mir weniger zu thun, als um die seltenen und wichtigen Dokumente und Urkunden, welche in der beyspiellosesten Unordnung, in einer Kiste durch einandergeworfen, da liegen sollen, wie mich ein Augenzeuge versicherte, und wovon ich mich gern selbst überzeugt hätte. Wahrscheinlich mag dies der Grund seyn, nicht jeden in dies Allerheiligste eintreten zu lassen.

Nicht weit vom Dom stehen noch die Reste der ehemaligen kaiserlichen Burg, ein langes, schlechtes

Gebäude, das zu seiner Zeit als Stallung gedient haben mag, jezt aber in ein Kornmagazin umgeschaffen ist. Von der Burg selbst sieht man nicht die geringste Spur. Sie brannte 1288 ab, und wurde nicht wieder aufgebaut.

Unter den sich in Goslar befindenden fünf Pfarrkirchen, ist die Marktkirche die erste und vorzüglichste. Sie liegt unfern des Marktes, hat einen hohen Thurm, und ist überall mit Bley gedeckt. Von diesem Thurm kann man die ganze Stadt sehr gut übersehen, da er fast in der Mitte der Stadt steht. Die Kirche selbst ist in der Form eines Kreuzes gebaut. Das Schiff derselben hat auf jeder Seite niedrige, gewölbte Nebengänge, welche sie etwas düster machen. Ihr Bau begann im Jahre 1521, wo man ihr einen weit größern Umfang zu geben Willens war; allein nach zwey Jahren veränderte die Reformation diesen ersten Plan, und sie erhielt ihre gegenwärtige Größe. An der Mittagsseite ist noch die damals angefangene, aber unvollendet gebliebene Mauer zu sehen, bey deren Anblick man den Wunsch nicht bergen kann: daß sie möchte vollendet worden seyn; denn es ist ein schöner Rest ächt-gothischer Bauart, welcher ein prachtvolles Ganze erwarten läßt. Wie es hieß, so sollte diese Ruine des nächsten Jahres ganz weggebrochen werden.

Die zweyte, oder St. Stephanskirche, wurde nach dem Brande von 1728 neu aufgebaut, welcher Bau damals 18000 thlr. kostete; eine Summe, die sich jezt gewiß dreymal so hoch belaufen würde.

Auf allen Goslarschen größern und kleinern Kirchen, befinden sich sehr gute Glocken, welche im Verein das schönste harmonieenreichste Geläute bilden. Ich hörte es in seiner ganzen Vollkommenheit, und werde nie diesen Augenblick, nie die Eindrücke vergessen, welche es in mir erzeugte.

Ich hatte den Petersberg erstiegen, die Sonne noch einmal aufgehen zu sehen, ehe der Herbst herbeyrückte. Dies Schauspiel war genossen; ich fühlte mich, wie jedesmal nach seinem Genuße, in meinem Glauben an Gott, in meiner Liebe zu ihm neu gestärkt, mich ihm näher gebracht, und lag nun sinnend auf den Rasenteppich hingestreckt. Meine, durch angestellte Selbstbetrachtungen über mein Ich ohnehin schon zum Ernst gestimmte Seele, wurde durch die mich umgebende, ihrem Hinscheiden sich abermals nähernde Natur, durch das herbstliche Gewand, das schon die Wälder und die Fluren zu färben begann, zu einem noch höhern Grade desselben heraufgeführt. Ein Anklang von Schwermuth, von Trauer, erfüllte mein Inneres; alle sanftere Gefühle waren rege bey diesem sprechenden

Bilde der Hinfälligkeit alles Irdischen; bey diesem Bilde der Verwesung und dem Gedanken der Wiederauflebung aus dem Verwesten; bey diesem langsamen Erblassen der Natur. Unwiderstehlich erfüllte es mich mit Trauer und einem süßen undeutbaren Schmerz, entlockte mir eine Thräne und engte mir die beklommene Brust. Sehnend und verlangend blickte ich über die Landschaft hin, als wollte ich das Absterben ihres Gewandes hindern, ihr lachendes Kolorit zurückrufen. In dieser Stimmung, wo alle äußern Eindrücke doppelt stark auf mich wirkten, wo alles um mich her in tiefster Stille lauschte, alles die schweigendste Ruhe athmete, mich gleichsam kein Lüftchen in meinen Träumen stören wollte, und die ganze weite Ebene den Sabbath mit zu feyern schien, ertönte jenes schöne Glockengeläute aus Goslar zu mir herauf. Feyerlich und dumpf bebte der Klang umher, brach sich an den hohen Bergen, und schallte vervielfacht zurück. Der ganze Umkreis war mir ein Tempel, voll der reinsten, sanftesten Moll-Akkorde, der wiederholtesten und trauerndsten Harmonieen, ein Tempel, worin die Natur auf der Bahre lag, und man das Sterbelied ihr sang, wo man ihr Grab grub, und sie dahin geleiten wollte. Meine innere Trauer wuchs, meine Sehnsucht, meine Bangigkeit nahm zu, sie ging in Wehmuth über, und — eine Thräne

folgte der andern über meine Wangen. O, wer fühlt mit mir die Wollust, welche eine Reihe von Thränen, diese Auflösung gepreßter Empfindungen, mir war! wer fühlt mit mir diese seeligen Augenblicke, diese an irdische Wonne grenzende Traurigkeit und Beklommenheit! Nur der, dessen Gefühle den meinigen gleichen; nur der, dem, wie mir, die Natur das große Buch ist, in welchem er auf jeder Seite Gottes Größe erkennt, nur der! Schüttle immerhin den Kopf, du gewöhnlicher Alltagsmensch, der du mit deinem einzigen Gesichtspunkte, der Befriedigung deiner Bedürfnisse, durch diese schöne Welt hinschlenderst, sie gähnend anblickst und nicht begreifen magst, wie man über das herbstliche Ansehn der Natur, über das Getöne der Glocken, eine Thräne fließen lassen kann. Spotte immerhin meiner Schwärmerey, du kalter Philosoph, spotte des offenen Bekenntnisses, das ich gab! — In deine düstere Kammer eingeengt, beym blassen Schimmer deiner Lampe fühlst du sie freilich nicht, diese Gefühle, sind dir Scenen der Art freilich fremd; auch findest du sie nicht in deinem trocknen Systeme; nein, nur in dem großen Systeme aller Systeme des Schöpfers liegen sie aus dem sie nur ein Mensch mit reinem Sinn und Empfänglichkeit für das Gute, für das Göttliche, zu schöpfen vermag! O, es ist gewiß, daß solche Augenblicke,

in denen wir uns dem himmlischen Einfluße der Natur überlassen, uns mit uns selbst, mit dem Schicksale, mit den Menschen versöhnen, daß sie unsere besseren Gefühle wecken, die reinsten Entschlüße in uns erzeugen, uns duldsamer, liebevoller gegen die Menschheit machen, und unser Zutrauen, unsere Anhänglichkeit an den vermehren, der mit allumfassender Liebe seine Welten schuf.

In dieser wehmüthigen und doch wonnereichen Stimmung verfloß mir eine Stunde, eine Stunde, wie ich sie so bald nicht wieder genoß. Das Glockengeläute war in den Bergen verhallt, die Fluth meiner Empfindungen hatte sich geebnet. Ich sah ruhig und ernst hinab in das Thal, und vertiefte mich in Betrachtungen des Todes und der Unsterblichkeit; da war es, als rief eine Stimme mir zu:

„Mensch, traure nicht! — was reift, das ver„welkt, doch jenseits blühet uns ein ewiger „Lenz, jenseits eine nie entschwindende Morgen„röthe.“

Ach ja, rief ich freudig aus, jenseits blühet uns ein ewiger Lenz. Dank dir, himmlisches Wesen, du hast mich gestärkt, du hast mir neues Leben gegeben! — Ja, jenseits, jenseits!!!

Ich fühlte mich mit Allgewalt zum Frohsinn gestimmt; ich sprang auf, und singend jubelte ich den Berg hinab.

Auf dem Markte in Goslar steht ein großes, ehernes, doppeltes Becken, welches durch Röhren stets mit Wasser angefüllt ist. Wenn Feuer in der Stadt entsteht, so wird einigemal daran geschlagen, welches einen solchen starken Ton von sich geben soll, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann. Niemand weiß, seit wie lange dies Becken hier steht, weil es wahrscheinlich aus dem grauesten Alterthume herrührt; der gemeine Mann glaubt daher, daß es der Teufel einst zur Nachtzeit hierher gesetzt habe, wodurch denn freylich alle historische Nachforschungen unnöthig gemacht sind. Ueberhaupt schreibt man auf dem Harze dem Teufel gar vielerley zu. Was für Menschenhände und menschliche Kräfte zu viel schien; was man sich nicht sogleich enträthseln konnte, das mußte der Teufel gethan haben; und da es diesem nun einmal aufgebürdet ist, so läßt es die Nachwelt dabey.

Unter den Thürmen auf der Stadtmauer ist einer derselben, der dicke Zwinger genannt, in ein

öffentliches Haus umgeschaffen, und heißt nun das Bürgerhaus. Drey große Säle sind darin über einander angelegt, und aus den ehemaligen engen Schießscharten, durch Erweiterung und Hinwegräumung der neunzehn Fuß dicken Mauer, große breite Fenster gemacht worden. Einer der Säle ist zu Redouten bestimmt; allein sehr selten, und jetzt fast gar nicht mehr, kommt diese Art Vergnügung zu Stande. Die sonstige Brustwehre und die Stadtgräben, welche an diesen Thurm stoßen, sind jetzt planirt und zu Spatziergängen eingerichtet. Die ganze Anlage ist nicht übel gelungen, wenn man bedenkt, was der Ort und der Thurm vorher waren, und nun sind. Der Schöpfer derselben ist der Burgemeister Siemens. Theils ihm sich gefällig zu bezeigen, theils der Neuheit wegen, besuchte man dieses Café de Goslar anfangs sehr häufig, stellte auch einige Redouten darin an; allein, wie das im Charakter kleiner Städte liegt, man fand sich bald gesättigt, und mit dem verschwundenen Reize der Neuheit verschwanden auch die, welche es besuchten. Seit der Zeit haben es die niedern Stände im Besitz genommen, und es zu ihrem sonntägigen Tummelplatze erkiest, so daß sich kein honetter Mensch mehr hinzugehen getraut. Der nachtheilige Einfluß, welchen dieses Haus seitdem auf die Sittlichkeit jener Klasse gehabt hat, soll unverkennbar seyn. Gelegen-

heit macht Diebe. Die Aussicht aus den obersten Oeffnungen unter dem Dache dieses Thurmes ist überaus schön; sie verdient nicht unbenutzt vorüber gegangen zu werden.

Goslar sitzt auf dem Reichstage zu Regensburg im Reichsstädtischen Kollegio auf der rheinischen Bank, zwischen Frankfurt am Mayn und Bremen, und votirt, als niedersächsische Reichsstadt, vor Mühlhausen und nach Lübeck. Hier hat sie daher die zweyte, dort die siebente Stelle. Zur Unterhaltung des Reichskammergerichts zahlt Goslar jährlich 231 Thlr. 3 Gsch. 3 Pfg., und zu einem einfachen Römermonate 60 Gulden *). Bey einem Reichskriege stellte es sonst mit Nordhausen eine Compagnie in Natur, jetzt aber nicht mehr. Schutzherr der Stadt ist, wie schon oben gesagt worden, der Herzog von Braunschweig Wolfenbüttel, der dafür einen jährlichen Tribut von 500 Thlr. erhält.

Die Regierungsverfassung **) Goslars ist republikanisch, und kommt einer demokratischen am nächsten; denn die Rathspersonen werden von Gilden aus der Bürgerschaft, aus den Rathsherren wer-

*) ehedem 400 Fl. welche Summe aber nach und nach auf 60 gemindert wurde.

**) s. Mund's Beschreib. Goslars. 3 H.

den die Sechs-Männer, und aus diesen die Burgemeister erwählt. Außerdem nimmt noch ein anderes Kollegium, der gemeine Rath genannt, an dem Stadtregimente Antheil. Dies besteht 1) aus denen, welche keine Gilden haben, und die gebildete und ungebildete Bürgerschaft repräsentiren; 2) aus dem Kollegio der Acht-Männer, welches die Vorsteher der acht Gilden sind, und 3) aus dem Kollegio der Zwölf-Männer, welches die Repräsentanten der übrigen Bürgerschaft sind.

Vor hundert und mehrern Jahren lag einmal der Magistrat mit der Bürgerschaft im Streite, welcher 1682 durch einen kaiserlichen Kommißär dadurch gehoben wurde, daß er einen Rezeß zwischen ihnen errichtete, der noch jetzt als die Grundfeste der Verfassung der Stadt gilt. Diesem zufolge besteht der Magistrat aus zwey Theilen, welche Räthe genannt werden, zusammen vierzig Köpfe stark sind, und jährlich gegen Weihnachten in der Regierung abwechseln. Jeder dieser Räthe hat einen Burgemeister, der eben kein Gelehrter zu seyn braucht, an der Spitze, welcher mit seinen Rathsherrn ein Jahr ums andere der Präsident des Senats ist. Der regierende Rath heißt der neue, der ruhende, der alte. Jährlich wählt der neue seinen Burgemeister aus den Sechs-Männern. Der Syndikus, der im

Range nach dem Burgemeister folgt, hat alle Justizsachen zu besorgen, alle Erkenntnisse und Resolutionen abzufassen. Seine Stelle ist perpetuirlich.

Unter den vierzig Personen der beiden Räthe sind auch die Sechs-Männer mit begriffen, aus welchen der Burgemeister, der Kämmerer und die drey Assessoren des engern Raths genommen werden. Die übrigen vierzehn Personen werden aus den Gewandschneider- Kramer- Bäcker- Schuhmacher- und Knochen-Hauer-Gilden gewählt.

Beide Räthe sind die höchste Gerichts-Instanz, und sie erkennen nur die Reichsgerichte über sich. Als ich in Goslar war, hatte Herr Johann Georg Siemens beider Rechte Doktor, den Kommandostab in der Hand. Man sprach allgemein gut von ihm; man lobte mir seine Kenntnisse, seine Geschicklichkeit, seinen rastlosen Eifer, das Beste der Stadt zu befördern, seine Uneigennützigkeit, seine Unpartheilichkeit; man zählte mir die Menge seiner Verdienste auf, die er sich während seiner Regierung in Hinsicht der Beförderung des Wohls aller Einwohner Goslars erworben hatte, man pries sich glücklich, den Staatszügel in den Händen eines solchen thätigen, einsichtsvollen Mannes zu wissen, und dennoch wird er allgemein — freylich nicht öffentlich — gehaßt, gefürchtet. In wie fern

man hierzu Ursache hat, das will ich nicht untersuchen; aber unerklärbar ist es mir, daß man in einer Reichsstadt den Ton der Höfe so genau kopiren, daß man dem Manne ins Angesicht so schmeicheln, ihn so verehren, ihm so hofiren kann, den man doch insgeheim haßt. Zweyzüngigkeit und Achselträgerey sind doch sonst nicht die Laster der Reichsstädte!

Da ich nicht lange genug in Goslar war, um Herrn Siemens näher kennen zu lernen, so enthalte ich mich auch eines Urtheils über ihn; wenn ich aber seine Handlungen gegen einander stelle, die verschiedenen Züge von Gerechtigkeitsliebe und Tiranney, von Großmuth und Nicht-Großmuth, von Eifer für das Gute und herschsüchtigen Stolz, welche von ihm bekannt sind, und auch mir erzählt wurden, hinzu füge, so bleibt mir sein Karakter ein Räthsel, eine moralische Aufgabe, oder ich muß der Meinung beytreten, daß er nicht das beste Herz habe, nur Ruhmsucht und Stolz die Triebfedern seiner Gutes verbreitenden Handlungen sind, und seine geheuchelte Uneigennützigkeit, sein Patriotismus nur den Zweck vor Augen habe, das Volk zu blenden und für sich zu gewinnen. Original bleibt er übrigens immer, nur keins, das nachgeahmt zu werden verdient. Dieser Originalität wegen wünschte

ich ihm wohl einen Biographen; denn sein Leben, besonders seine Jugendgeschichte, ist voll der originellsten Streiche, welche auch hinreichenden Stoff zu einem unterhaltenden Romane lieferten.

Um über den Karakter der Bewohner eines Ortes, um über Geselligkeit, Bildung und Lebensart derselben richtig urtheilen zu können, muß man sich länger darin aufgehalten haben, als ich in Goslar verweilte. Ich enthalte mich daher auch solcher präcisen Aussprüche, kann aber nicht umhin, über die von v. Heß gethanen Aeußerungen über diese Gegenstände in Goslar einiges zu bemerken. Er sagt z. B. der gesellschaftliche Ton strotze von Ziererey. Dies habe ich gerade gar nicht finden können, im Gegentheil traf ich noch in keiner kleinen Reichsstadt einen solchen ungebundenen, liberaleu und anständigen Ton an, wie hier. Ich glaube indessen, daß über diesen Gegenstand sich nur in wenigen Städten ein allgemein geltendes Urtheil fällen läßt. In der einen Familie herrscht ein gezierter Ton, ein steifes Benehmen, in der andern kennt man diese Untugenden gar nicht. Hat nun der Fremde, der Durchreisende, welcher urtheilen will, nicht alle Familien kennen lernen, welches bey einem kurzen Aufenthalte doch gar nicht möglich ist, so wird sein Urtheil immer unrichtig seyn, und allenfalls nur

auf den Zirkel naſſen, in welchem er da lebte. Heß muß keine ſonderlichen Bekanntſchaften gemacht haben, daher ſein Urtheil dem meinigen ſo ganz widerſpricht, der ich mehrere ſehr angenehme Häuſer und intereßante Familienzirkel kennen lernte, und in ihnen lebte.

Heß ſagt ferner: Modeſucht triebe ihren Unfug in Goslar, und Dürftigkeit blicke überall durch. Das erſtere iſt wahr, das letztere aber nicht. Das Freyſchießen gab mir Gelegenheit, faſt die ganze Goslariſche ſchöne Welt im Feyerkleide zu ſehen; allein, ich muß geſtehen, daß ihr Putz mit den damals neueſten Moden Schritt hielt, daß er faſt durchgehends ſo geſchmackvoll und glänzend war, als man ihn an manchem Hofe nicht antreffen möchte. Ich ſah nichts weniger als — „Modefarben aus „dem ſchleſiſchen Kriege, noch Friſuren à la Cathé„rine de Medicis“ im Gegentheil mehr als zu viel modernen Flitter, Putz und Prunk. Freylich war ich im Jahre 1799 in Goslar und v. Heß 1780; allein dies verändert die Sache nicht, denn damals gab es auch ſchon Moden, Putz und Tand, der überall Liebhaber fand, ſo gut wie der jetzige. Altmodiſch gekleidete Figuren findet man übrigens an jedem, auch dem größten und luxuriöſeſten Orte, und wenn ich hätte wollen in Heß'ens Wohnorte

dergleichen aufsuchen, ich hätte sie gewiß gefunden, und fände sie noch. — Doch genug! — dem bessern Theile der Goslarienser glaubte ich diese kleine Rechtfertigung schuldig zu seyn, welche übrigens den Werth der Durchflüge des Hrn. v. Heß auf keine Weise schmälern wird und soll.

Unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten außerhalb Goslar gehört unstreitig der Rammelsberg. Dieser metallschwangere, seit Jahrhunderten durchwühlte Koloß, liegt eine Viertelstunde von der Stadt gegen Südwesten hin. Sein Ansehn ist finster und ehrwürdig, seine Oberfläche, den Gipfel ausgenommen, ganz nackt. Er flößt Ehrfurcht ein, wenn man der Zeit gedenkt, seit welcher er schon die Gold- und Nahrungsquelle so vieler Menschen war; und diese Ehrfurcht steigt, wenn man der Wahrscheinlichkeit, daß er noch mehrere vor uns liegende Jahrhunderte lang mit seinen Schätzen die umliegenden Bewohner ernähren wird, Glauben beymessen darf, und es auch mit ziemlicher Gewißheit kann.

Die Entdeckung der Rammelsbergschen Bergwerke fällt in die Regierungszeit Kaiser Otto's des Großen, welcher im Jahre 974 starb. Die Fabel, welche man von der zufälligen Entdeckung derselben

erzählt, ist bekannt. Ich würde sie mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nicht vermuthen dürfte, daß sie noch manchem meiner Leser unbekannt wäre. Sie folge daher. Otto der Große, der sich oft in dieser Gegend aufhielt, jagte einst am Rammelsberge. Unter seinen Begleitern war ein Jäger, Ramm genannt, welcher sein Pferd zufällig an einen Baum anband, und zu Fuß jagte. Ungeduld und vielleicht auch Hunger machten dieses Thier nach einiger Zeit unruhig. Es scharrte und kratzte mit den Füßen, und entblößte dadurch die Klippen von dem Ueberzuge des Rasens. Nach mehrern Stunden kehrte Ramm zurück, und fand zu seines Pferdes Füßen blitzendes, gediegenes Erz liegen. Er zeigte diese Entdeckung seinem Herrn, der Freund des Bergbaues war, an, und gab hierdurch die Veranlassung zur nähern Untersuchung und Bebauung des Rammelsberges, welchen man in der Folge nach ihm nannte.

Ob nun gleich diese Entdeckungs-Anecdote gar nicht unwahrscheinlich ist, und es sehr leicht möglich wäre, daß ein ungeduldiges Pferd durch Scharren, hoch stehende Erze zu Tage fördern könnte, so mag sie doch wohl nichts anders als eine Fabel seyn. So viel bleibt indessen gewiß, daß diese Bergwerke unter Otto's Regierung zuerst aufgenom-

men wurden. Da man aber in der Gegend des Bergbaues nicht kundig war, so ließ er aus Franken Bergleute kommen. Diese, und der Ruf der Rammelsberg'schen Bergwerke zogen nach und nach sehr viele Franken herbey, welche sich am Berge anbauten, und dadurch dem Theile Goslars sein Entstehen gaben, welcher noch bis jetzt der Frankenberg heißt. Der Betrieb der Bergwerke ging nun zwar anfangs ganz gut; allein Hungersnoth, Pest, Kriegs- und andere Unfälle störten ihn sehr häufig. Er lag dann viele Jahre lang gänzlich, und wurde vielleicht wieder eben so lange Zeit von neuem fortgesetzt. Erst vom Jahre 1419 an kann man annehmen, daß er ununterbrochen fortging.

Nachdem die Kaiser sich weniger mehr in Goslar selbst aufhielten, überließen sie die Verwaltung der Rammelsberger Bergwerke dieser Stadt, und behielten sich und dem Reiche nur den Zehnten von den Erzen, und andere Abgaben davon, vor. Im Jahre 1235 aber trat Kaiser Friedrich der Zweyte alles dieses, Otto, dem ersten Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, erb- und eigenthümlich, ab, von welcher Zeit an derselbe auch bey diesem Hause blieb. In der Folge belieh dieses Haus die Familie von Gowisch damit, welche ihn aber mit lehnsherrlicher Bewilligung der Stadt Goslar für 800 Mark Sil-

ber wiederkäuflich verpfändete. Da diese nun fast ganz allein die Schätze des Rammelsberges zog, so konnte sie auch mehr Kosten darauf verwenden, den Betrieb der Bergwerke verdoppeln. Allein, ein trauriger Vorfall brachte sie bald ganz zum Stocken. Man hatte nämlich in einer der Hauptgruben eine zu große Weitung gemacht, und nicht hinreichende Vorrichtungen zur Unterstützung derselben getroffen. Die Weitung stürzte daher zusammen, über vierhundert Bergleute verloren dabey ihr Leben, und der Berg bekam einen hundert Lachter langen Riß, den man noch jetzt sehen kann. Dies verursachte nun eine große Anhäufung der wilden Wasser, zu deren Ableitung oder Gewältigung man damals noch nicht die nöthigen Kenntnisse besaß, und so geschahe es, daß die Gruben alle ersoffen, und man sie liegen lassen mußte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie wieder aufzunehmen, fand sich endlich im Jahre 1419 ein böhmischer Edelmann, Michel von Broda, ein, welcher sie wieder zum Sumpfe brachte, indem er Wasser- und Pumpenkünste anlegte, welche damals in dieser Gegend noch gar nicht bekannt waren.

Im Jahre 1552 verlor aber Goslar die Rammelsbergschen gänzlich, welches ich schon oben, beym Friedensschluße derselben mit dem Herzog Heinrich dem jüngern, von Braunschweig, erzählt habe.

Gegenwärtig besitzen, vermöge geschlossener Erbverträge, die beiden Braunschweigischen Häuser, Lüneburg und Wolfenbüttel, die Rammelsbergschen Bergwerke gemeinschaftlich. Diese Kommunion ist auch nicht durch den, wegen der übrigen auf dem Harze von beiden bis dahin gemeinschaftlich benutzten Besitzungen 1788 errichteten Theilungsrezeß, aufgehoben worden, sondern sie dauert noch fort, und zwar so, daß Hannover einen Antheil von $\frac{4}{7}$tel, und Braunschweig einen von $\frac{3}{7}$tel daran hat. Ein von beiden gemeinschaftlich niedergesetztes Bergamt zu Goslar, welches Kommunion-Bergamt heißt, und den Berghauptleuten zu Clausthal und Braunschweig untergeordnet ist, führt die Aufsicht darüber. Der Magistrat in Goslar ist eigentlich nicht viel mehr als Gewerken. Er bebaut zwar als Eigenthümer vier Gruben im Rammelsberge, muß aber seine Arbeiter selbst lohnen, und seine Anschnitte dem Kommunion-Bergamte vorlegen. Dabey ist er so sehr eingeschränkt, und mit für ihn so nachtheiligen Abgaben belegt, daß ihm dies Eigenthumsrecht mehr schadet als nützt. Denn die Kommunion hat das Vorkaufsrecht aller seiner geförderten Metalle, und erhält diese noch dazu zu einem geringern Preise als den, welchen die darauf verwendeten Kosten bestimmen würden. Er muß ferner den Zehnten und auch den Neunten abgeben, ge-

winnt mithin bey dem Betriebe seiner vier Gruben nicht nur gar nichts, sondern setzt auch noch ansehnlich dabey zu. Diese Lasten sind zum Theil dadurch entstanden, daß von Seiten der Kommunion ein tiefer Stollen durch alle Grubenbaue getrieben wurde, und der Magistrat bey dieser Gelegenheit jene nachtheiligen Bedingungen eingehen mußte. Da dieser nun öfters über den so beträchtlichen jährlichen Verlust klagte, und sogar sein Eigenthum am Rammelsberge der Kommunion ganz abtreten wollte, so wurden ihm von dieser nach und nach ein Schadenersatz von 500 Zentner Bley jährlich bewilligt, und ihm frey gegeben — was vorher nicht gestattet war — so viel Kupferrauch auszubringen, als er wolle, wovon indessen sowohl der Zehnte als auch der Neunte abgegeben werden muß. Zwar ist dadurch der Schade etwas gemindert, aber immer noch nicht gehoben worden, und es bleibt daher ein stetes Onus für die Stadt, womit jedoch der Vortheil verknüpft ist, daß sie dafür die ansehnlichen Forste auf ihrem Gebiete benutzen darf, welches außerdem wegfiele.

Die Rathsgruben mit eingeschlossen, werden gegenwärtig eilf Gruben im Rammelsberge bebaut, in welchen eine solche große Menge Holz steckt, daß das Sprüchwort entstand: im Rammelsberg ist mehr Holz, als in allen Häusern Goslars.

Man wird nicht leicht auf einem so kleinen Distrikte, als die Rammelsberger Bergwerke einnehmen, ja man wird fast nirgends in einem Berge der Größe eine solche vielartige Ergiebigkeit finden, als hier. Gold, Silber, Kupfer, Bley, Schwefel, grüner und weißer Vitriol, Zink, alles das liefert der Rammelsberg. Alle Erze werden auf herrschaftliche Kosten in den an der Oker und Grane gelegenen Hüttenwerken verschmolzen. Das jährliche Ausbringen des Rammelsberges schätzt man jetzt auf zehn bis zwölf Mark Gold und viertausend Mark Silber, den reinen Ueberschuß von allen Produkten aber auf vierzig bis funfzig tausend Thaler.

Bevor ich meine Leser nun in den Rammelsberg führe, muß ich ihnen noch die Geschichte der Entstehung eines englischen Schmelzofens erzählen, welcher sich an der Mitte des Rammelsberges befindet. Sie ist nicht uninteressant, und so viel ich weiß, nirgends noch mitgetheilt.

Ein gewisser Herr Lentin, ein geborner Claustbaler, der bergmännische Wissenschaften studierte, wurde vor ungefähr zehn Jahren von einem Engländer Wilkensen, von Clausthal, mit nach England genommen, und dort bey dessen ansehnlichen Kupferwerken als Hütten-Eleve angestellt.

Unter andern sah dieser junge Mensch, dem es übrigens nicht an Kopf fehlte, auch einen Schwefelofen, deren es in Deutschland nicht giebt. Als er sich hier einige Jahre aufgehalten hatte, entzweyte er sich mit Wilkensen, und ging fort. Da er sich nun hinlängliche Kenntnisse erworben zu haben glaubte, und sich vorzüglich einbildete, einen solchen Schwefelofen mit Vortheil in seinem Vaterlande anlegen zu können, so ging er nach London zum Könige, stellte diesem sein Project vor, und bat um die Erlaubniß, es auf dem Harze ausführen zu dürfen. Der König, durch Lentin's geläufige Zunge bestochen, konnte seine Kenntnisse nicht sogleich prüfen; und da er sich gerade um diese Zeit mit Mineralogie viel beschäftigte, und besonders den Harz als Steckenpferd ritt, so willigte er ein. Lentin erhielt nicht nur die Erlaubniß zur Anlage, sondern auch ein Schreiben vom Könige an den damaligen Viceberghaupmann von Trebra, worin diesem der Befehl zuging, den jungen Menschen bey seinem Unternehmen auf alle Art zu unterstützen, und die erforderlichen Summen aus einer königlichen Kasse, nicht aus der der Kommunion, auszuzahlen. Der König überging mithin die Cammer in Hannover, und den Berghauptmann von Reden, und trug dem von Trebra diese Angelegenheit auf, an den sie auch nicht gelangt seyn würde, hätte dieser

nicht kurz zuvor dem Könige sein großes Bilderbuch, „Ueber den Gang der Gebirge,“ dedicirt gehabt, wodurch er ihm mehr gegenwärtig und im frischen Andenken war. Lentin, voll von unreifen Ideen und halbgefaßten Kenntnissen, von Selbstgefühl und dem Grundsatze: audentem fortuna juvat, hingenommen, kam mit diesem königlichen Schreiben in der Tasche nach dem Harz zurück. Trebra, der sich durch dasselbe sehr geehrt fühlte, befolgte den höchsten Auftrag sehr pünktlich, und Lentin fing an, den Ofen nach dem mitgebrachten Riße am Rammelsberge zu bauen. Die Cammer in Hannover wurde nicht so bald hiervon benachrichtigt, als es sie verdroß, daß der König sowohl sie als den Berghauptmann umgangen, daß er nicht erst ihr Gutachten darüber erfordert, daß Lentin sich nicht zuvor an sie gewendet, und sich ihre Genehmigung, ihr Vorwort beym Könige erbeten hatte. Da sie nun aber nichts gegen den allerhöchsten Befehl ausrichten konnte, so ließ sie ihn schalten und walten, wie er wollte, und es scheint fast, als hätte sie es vorher berechnet gehabt, daß dies gerade der rechte Weg sey, das ganze Projekt am frühesten scheitern zu machen. Denn, Lentin setzte zwar den Schwefelofen hin, machte Versuche über Versuche; allein — der sich versprochene Erfolg blieb aus. Voll Schaam und Verdruß verließ er Goslar bey

Nacht und Nebel, schwärmte lange Zeit umher, ging als engländischer Sprachlehrer nach Marburg, und dann nach Göttingen, wo ihn die philosophische Fakultät in Erfurt zum Magister machte.

Man muß ihm übrigens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die Idee seiner Anlage, in Ansehung ihrer Wirkung auf die Rammelsberger Erze, groß war, da diese aus reichen, schwefelhaltigen Kupfererzen bestehen. Vorher hatte man nämlich beym Rösten derselben durch Zufall zugleich Schwefel aufgefangen. Diesen Zweck wollte er in einem weit vollkommenern Grade durch diesen Ofen erreichen; allein, er hatte die Sache nicht genug durchdacht, sein Vorbild nicht gründlich studiert. Beym gänzlichen Mangel an praktischen Kunstgriffen, glaubte er, daß der mitgebrachte Riß zur Ausführung hinreichend sey, und sich das übrige schon von selbst finden werde; allein, es fand sich nicht. Wäre aber auch die Sache gut gegangen, so würde dennoch der Gewinn, den sich Lentin davon versprach, und den er jedem, der es hören wollte, als ausgemacht gewiß vorrechnete, doch nie herausgenommen worden seyn. Ich kann mir wenigstens den Absatz des Schwefels in der Menge nicht denken, da selbst in Kriegszeiten die Konsumtion kaum so stark seyn kann, als sie nöthig seyn würde, um den nöthigen

Absatz zu haben. Vielleicht dachte sich aber Lentin mehrere damit verwandte Fabriken hinzu, welche sich auch allerdings mit diesem Schwefelofen hätten in Verbindung bringen lassen können, wodurch, wenn sie bis zu einem gewissen Grade erweitert worden wären, jener geträumte, und auf dem Papiere schon berechnete Ueberschuß hätte entstehen können, wenn, Notabene, das Lokale zum Handel günstig war.

Nach Lentins Verschwinden wurden von andern im Hüttenfache verständigen Männern mehrere Versuche mit diesem Ofen veranstaltet; allein, es ging auch nicht. Da die Kosten einmal angewendet worden sind, und die Sache dem Lokale angemessen ist, so muß man sich in der That wundern, daß Niemand sich bemüht, dem Dinge auf die Spur zu kommen, und es beym rechten Zipfel zu fassen; denn ich glaube noch immer, daß dies wirklich geschehen kann. Allein, so geht es: da keiner der Höhern es als eignes, sondern als ein untergeschobenes Kind betrachtet, so will es auch keiner in Schutz nehmen, und so ist, bey dem schläfrigen Gemeingeiste im Hanövrischen, dieses an und für sich wirklich vortrefliche Werk gänzlich ins Stocken gerathen.

Von zwey Bergleuten begleitet, stieg ich in das Innere des Rammelsberges, oder, um mich des

bergmännischen Ausdrucks zu bedienen, befuhr ich den Rammelsberg. Ich durchkroch und durchging mit ihnen die vielen sich durchkreuzenden Gänge und Stollen, besah und ließ mir erzählen, hörte unterirdische Wasser noch tiefer hinab brausen und Räder in Bewegung setzen, erstaunte ob der Werke menschlicher Kraft und ausdauernden Fleißes, und der Fülle des Reichthums an Erzen. Ich ehrte die Betriebsamkeit, die rege Thätigkeit der vielen Menschen, welche hier Tag und Nacht beschäftigt sind, und fühlte einen leisen Vorwurf bey mir selbst, wenn ich mich mit ihnen in Vergleich brachte.

Nachdem wir eine gute Stunde lang in die Kreutz und in die Queer gegangen waren, und ich schon glaubte, alles besehen zu haben, lenkten meine Führer mit einemmale wieder um. Ich folgte. Die kühle Luft, und der nicht angenehme Windzug, welcher die mehresten Stollen durchstreicht, ward warm, und wärmer, je weiter wir kamen, und wandelte sich endlich in Hitze um, als wir eine große Weitung erreicht hatten. Ich athmete dicke, schwere Luft ein, welche einen heftigen Schweiß aus meinen ermatteten Gliedern preßte.. In der Ferne erblickte ich beym Scheine düsterer Lampen Arbeiter beschäftigt; allein ich erkannte noch nichts deutlich, bis meine Begleiter jenen zuriefen, eine Art höl-

zerner Fackeln anzuzünden. So wie dies geschah, ward alles erhellt und deutlich. Die Fackeln loderten, von ganz nakten Menschen gehalten; eine große weite Höhle von einzelnen Felsen-Pfeilern unterstützt, gähnte mich an, und dehnte sich ins Dunkle hin. Ich stand sprachlos vor diesem Bilde, das im Nu mir vorgezaubert war, und wie durch eine genommene Verabredung schwieg alles um mich her. Mit übereinander geschlagenen Armen hatte ich so fünf Minuten lang diese theatralische Dekoration angeblickt, und fing eben an, vielleicht durch eine Vermischung Milton'scher mit alten mythologischen Ideen, mir so den Eingang in das Schattenreich, von Pluto's Dienern erleuchtet, zu denken, als die abgebrannten Fackeln plötzlich erloschen, das Ganze wie ein Phantom verschwand, und unsere Grubenlichter durch ihr spärliches Licht mich kaum bemerken ließen, daß ich noch auf meiner ersten Stelle stand.

Ich kam bald von meinen Träumereyen zurück, als ich den Arbeitern näher trat, sah, wie ihnen der Schweiß am nakten Körper herab floß, den ihnen die glühende Atmosphäre und die saure Arbeit auspreßte, sah, wie sie sich diesen mit hölzernen Messern vom Rücken strichen, sah, wie sie keuchend und mühsam ihr Gefördertes fortkarrten. O ihr!

die ihr im Ueberfluß schwelgt, die ihr für einen augenblicklichen fürstlichen Spaß Summen verschwenden könnt; ihr, für die das Geld so wenig Werth hat, wenn es zu euern Vergnügungen, zur Befriedigung eurer Leidenschaften angewendet werden soll, tretet hierher und seht, welchen Schweiß, welche Anstrengung, welche menschlichen Kräfte dazu erfordert werden, ein Metall der Erde zu entwühlen, mit dem ihr so leichtsinnig spielt, mit dem ihr tändelt, und welches ihr mißbraucht. Tretet näher, und seht, wie sich diese Menschen in unterirdischen Klüften und Höhlen, von keinem Sonnenstrahl erquickt, von keinem kühlen Lüftchen gestärkt, abarbeiten, quälen müssen, um ihrem Leben eine kärgliche Existenz zu fristen; seht, wie sie bey magerer Kost dennoch zufrieden sind, bey ihrer sauren Arbeit doch nicht mit dem Schicksal hadern, das ihnen diesen Platz anwies, und ihr werdet anfangen, weiser mit dem Haus zu halten, was euch der Zufall gab, ihr werdet duldsamer, liebevoller gegen die Menschheit werden, und euern Reichthum zur Minderung des Elendes so mancher eurer Brüder benutzen lernen.

Der hohe Grad von Wärme, welcher diese unterirdische Grotte stets erfüllt, entsteht dadurch, daß alle Erze, wegen ihrer zu großen Härte und Festig-

keit, durch Feuer gewonnen werden müssen. Denn mit dem Bohrer und Pulver ist nichts auszurichten, und brächten auf einem Bohrloche von dreyßig Zollen zwey Bergleute gewiß drey bis vier Tage zu. Man lehnt daher, wenn die überstehende Erzmasse entblößt ist, senkrecht stehende Holzscheite in der Gestalt eines Scheiterhaufens dagegen, und zündet sie an. Dies Feuersetzen, wie es genannt wird, geschieht gewöhnlich des Mittags um zwölf Uhr, und wenn dann die Arbeiter nach acht Stunden wieder hinkommen, so sind die Erze in Lagen von zwey bis drey Fuß mürbe geworden, haben sich losgeblättert, und lassen sich dann sehr leicht mit dem Schlägel abtreiben. Diese durchaus nothwendige Verfahrungsart frißt jährlich gegen zwey tausend Malter Holz weg.

Es war mir nicht möglich, länger als eine Viertelstunde in dieser übernatürlich warmen Atmosphäre auszudauern; denn der heftige Schweiß hatte mich so abgemattet, daß ich einer Betäubung nahe war, und erst, als ich mich durch Ruhe an einem kühlern Orte erholt hatte, war ich vermögend, die vielen Fahrten zurück zu steigen. Ehe ich aber meine Begleiter entließ, bat ich sie, mir noch die Höhlen zu zeigen, worinnen (wie v. Heß in seinen Durchflügen sagt) ganze Familien woh-

nen sollen; allein sie wußten von keinen. Ich fragte deshalb weiter nach, und erfuhr, daß dies nie der Fall gewesen sey, und v. Heß hier eine völlige Unwahrheit mitgetheilt habe.

Die Ruinen der Harzburg.

Von Goslar ging ich über das Dorf Oker nach den Ruinen des Schloßes Harzburg, welches ungefähr zwey gute Stunden davon entfernt liegt. Theils meine Liebe zu den Ruinen alter Vesten und Burgen, theils die historische Bedeutsamkeit der Harzburg, lockten mich dahin, und ließen mich diesen Seitensprung, oder besser, Zurücksprung, wenn ich das a quo meiner Reise vor Augen habe, thun. Ich hatte oft von den schönen Ruinen dieses Schlosses gehört, hatte mir schon ein Bild davon entworfen, sie mir so und so gedacht, und verdoppelte daher meine Schritte, um ein Stück Waldes zurückzulegen, das mich in die Ferne zu sehen hinderte; allein, ich sah weiter nichts, als mit hohen Wal-

bungen bewachsene Berge, nirgends eine Ruine, nicht einmal eine alte Warte. Da ich mich nun durchaus nicht von der Idee, eine schöne Ruine zu erblicken, losreißen konnte, und auch nicht wollte; denn ich hätte ja meine ganze mir geträumte Freude aufgeben müssen, so verfiel ich natürlich auf den Gedanken, gar nicht auf dem rechten Wege zu seyn, und glaubte mich mit jedem Schritte davon immer mehr zu überzeugen. So von der Ungewißheit hin und hergezogen, stand ich am Ausgange des Waldes, und blickte suchend umher. Vor mir zog sich ein freundliches Dorf tief ins Land hinein, links lag eine große freye Fläche, rechts hohe Harzgebirge, aber nirgends ein Gegenstand, der einem verfallenen Schloße ähnlich gewesen wäre, nirgends ein Mensch, der mich zurecht gewiesen hätte. — Hm, was kann 's helfen, dachte ich, du mußt in das Dorf gehn und fragen.

Ich war kaum einige hundert Schritte gegangen, als ich aus einem Hohlwege heraus eine Frau kommen sah, welche, keuchend unter der Last ihres bepackten Korbes, auf mich zuwankte. Die Harzweiber sind grob, das hatte ich schon einigemal erfahren; ich redete diese daher so höflich und freundlich als möglich, an, um desto gewisser Antwort zu erhalten.

„Liebes Weibchen, sagte ich, ist denn dies der rechte Weg nach der Harzburg?“

Ich glaubte es recht gut gemacht, und ihrer Eitelkeit, die sie doch natürlich als weibliches Wesen besitzen mußte, geschmeichelt zu haben. Ich dachte mir dies um so mehr, da sie dem Anscheine nach vielleicht niemals so genannt worden war; denn ihr aufgedunsenes, breites Gesicht, ihre gedrückte, plumpe Figur, und — ein Kropf, der in der Gestalt eines unförmlichen Beutels auf die Brust herab hing, und bey der kleinsten Bewegung seine eckele Fettigkeit in großen Falten oder Fleischwülsten zeigte, machte sie einer Poißarde, oder jener Lappländerin, welche Kandide nicht lieb haben wollte, vollkommen ähnlich. Allein, ich hatte mich dieses mal geirrt. Sie glaubte, ich wollte ihrer Häßlichkeit spotten, deren sie sich bewußt zu seyn schien, und gab mir daher mit einem Blicke, der ihr Gesicht zum grämlichsten, häßlichsten Zerrbilde machte, was ich je sah, und ohne still zu stehen, zur Antwort: — „dat wert sei wol beter wisse.“ —

Ich ging ihr nach, ich bat recht dringend, mir Auskunft zu geben, ich versicherte hoch und theuer, ich wisse den Weg nicht; aber nein, sie blieb dabey, daß ich sie foppen wolle, und watschelte fort. Ich wurde heftig, ärgerlich, ich setzte ihr etwas hart zu,

mich zurecht zu weisen; was that sie da? — Nein, dafür kann ich keine Worte finden, für das Gemälde ist mein Pinsel zu schwach, oder zu gut. Ich bedecke es mit der Sittsamkeit Gewande, und sage nur noch meinen Lesern, daß ich jetzt von der Grobheit eines Harzweibes Beweise, entsetzliche Beweise erhalten hatte. Zehn Weiber hätten mir nun begegnen können, ich hätte gewiß keine wieder angeredet, und wären sie noch so freundlich gewesen.

Kämpfend mit mir selbst, jenen Anblick aus meinem Gedächtniße zu verwischen, schritt ich auf das Dorf zu. Beym ersten Hause fragte ich einen Knaben, wo die Harzburg läge.

„Da oben im Holze, erwiederte er.“

„Ich sehe ja nichts.“

„Die Bäume sind so groß.“

„Führe mich hin.“

„Ich kann nicht.“

Als ob man sich das Wort gegeben hätte, mich foppen zu wollen, so kurz, so unbestimmt wurde ich sowohl hier, als auch von allen übrigen, die ich auch nachher noch fragte, abgefertigt, bis endlich ein rechtes hübsches Mädchen, dem ich mein Misgeschick erzählte, sich meiner erbarmte, und mir sagte, daß ich nur in das Dorf, welches an dieses stoße, gehen

solle, wo ich gewiß gleich einen Führer erhalten würde. Sie benahm mir zugleich meine mir geträumte Idee von den schönen Ruinen der Harzburg, indem sie mir den hohen Berg zeigte, auf welchem sie lägen, und mir sagte, daß es nicht der Mühe werth sey, den sauren Weg da hinauf zu machen, da sehr wenig noch von dem alten Schloße zu sehen wäre.

Ich ließ mich aber hierdurch nicht zurückhalten, sondern ging auf das Dorf zu, welches Harzburg hieß. Ohne große Mühe erhielt ich gleich einen Cicerone, der mich auf einem von hohen Buchen beschatteten Wege sehr bald auf den Gipfel des Berges brachte.

Das Mädchen hatte recht. Ich sah nur wenige Reste der so merkwürdigen Harzburg. Hin und wieder ein Stück Mauer, welches vom Gesträuch verborgen, kaum heraus zu finden war, und ein halbverschütteter Brunnen, das war alles, was ich mit meinen eifrigen Nachforschungen entdecken konnte. Da war keine Spur eines Thurmes, einer Kirche, oder des prachtvollen Doms, der einst hier stand, zu finden. Hoher Buchenwald war aus der Asche dieses Schloßes hervor gesproßt, überschirmte jetzt die wenigen Reste, und schützte sie noch durch ein dichtes Laubdach gegen die zerstörenden Elemente.

Nur ein einziger Platz war unbewachsen, dessen sich, wie mein Führer sagte, die Jugend aus den nahen Dörfern zum Versammlungsort, und zum Tanz öfters bediene. Wer weiß, vielleicht ist es derselbe, wo einst vor Krodo's Bilde seine Verehrer sich beugten, wo sie ihm ihre Erstlinge opferten, und wo jetzt ihre Nachkommen dem Bachus und der Venus opfern.

Die Aussicht vom Berge hinab ist sehr angenehm. Die Dörfer, Harzburg, Büntheim und Schleibecke ziehen sich vom Fuße des Berges aus, tief ins Land hinein, und bilden, da sie ziemlich an einander hängen, eine lange Reihe bunter Häuser, welche von schönen Wiesen umgeben werden. Die Radau schlängelt sich meandrisch auf diesen grünen Teppichen hin, und liefert den an ihren beiden Ufern stets geschäftigen Bleicherinnen das reinste Wasser zum Netzen. Rings umher blicken viele Dörfer hervor, und vorzüglich mehrere Hildesheimische Klöster, die sich durch schöne Gebäude und hohe Thurmspitzen auszeichnen, und das Gepräge ihres Wohlstandes auch dem fernen Auge gleich darstellen. Diese Aussicht entschädigte mich noch einigermaaßen für meinen sauren Weg; wer sie aber nicht genießen will, dem rathe ich, der Ruinen wegen, diesen hohen Berg gar nicht zu erklimmen, denn die Mühe wird nicht hinreichend belohnt.

Das Schloß Harzburg, diese historisch-merkwürdige Veste, hat vielerley Herren, und sonderbare Schicksale gehabt. Sie wurde zu drey verschiedenen Malen aufgebaut, und eben so wieder niedergerißen, öfter noch belagert. Sie war Götzentempel, Festung, Raubschloß, und endlich Wallfahrtsort. Ich werde mich daher etwas bey ihren Schicksalen verweilen, und einige Fragmente aus der Geschichte desselben mittheilen.

Die erste Veranlassung zur Erbauung eines festen Schlosses auf diesem Berge, so wie die Zeit seiner Entstehung, lassen sich nicht genau angeben. Das Alter desselben verliert sich in die dunkelste Vorzeit, daher auch die verschiedenen Meinungen und Muthmaßungen, welche ich aber übergehen will, da sie alle so wahr als falsch seyn können, indem für keine derselben hinreichende Beweise da sind. Gewiß ist es aber, daß schon vor Karln dem Großen hier Gebäude standen, in welchen der heidnische Abgott Krodo verehrt wurde. Aus diesem Grunde ist es mir aber sehr wahrscheinlich, daß diese kein festes Schloß, eher noch eine bloße Kapelle oder ein Kloster waren; denn die Natur eines festen Schlosses, eines Castri's, das zur Vertheidigung oder zum Raube erbaut war, ließ es nicht zu, daß Jedermann frey hinzu treten konnte, welches doch

bey einem, der Verehrung und Anbetung eines Gottesbildes geweihten Tempel der Fall seyn mußte, und es hier vorzüglich war.

Krodo war ein der obersten Gottheiten der heidnischen Sachsen überhaupt, und der Harzbewohner insbesondere. Sein Name mag so viel bedeuten, als de Grote, de grote Odo, der große Odin. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magerem Gesichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem stacheligen Rücken eines Barsches stand, in der rechten Hand einen Wassereimer voll Blumen, Obst und Früchte, in der linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke bekleidet war, den eine weiße leinene Binde um den Leib zuhielt *). Die Geschichte seiner Verehrung ist in dunkle Muthmaßungen gehüllt; doch ist so viel ziemlich erwiesen, daß ihm Menschen, und zwar die erstgebornen Knaben, geopfert wurden, welche Schlachtopfer an den, am Altar befindlichen und noch sichtbaren eisernen Haken befestigt wurden.

*) In den alten deutschen Chroniken in Leipnitzens Scriptt. Brunovicens. T. 3. p. 286. in von Montfaucon's l'antiquité expliquée T. 2. P. 412. und vor A. J. Krieg's Harzburg Mahl=Stein. 1709. findet man ihn so abgebildet.

Als Kaiser Karl der Große die heydnischen Sachsen mit Feuer und Schwerdt bekehren wollte, auch durch diese gewaltsamen Mittel sie zur Annahme des christlichen Glaubens zwang; so zerstörte er, von heiligem Eifer ergriffen, alle jene Götzenbilder, woran das Volk mit Innigkeit hing, zertrümmerte auch die geringsten Spuren derselben, und erreichte zwar für den Augenblick, und so lange er gegenwärtig war, seinen Zweck; allein, so wie er den Rücken wendte, lebten jene Götzen entweder in denselben, oder in andern Formen und Bildern wieder auf, oder ihre Trümmern wurden noch angebetet. Auch Krodo hatte das Schicksal, vernichtet zu werden. Im Jahre 780 nach Christi Geburt, wurde er von Karln, der ihn nur den groten Dübel nannte, gänzlich zerstört, und seine Verehrer mußten ihm eidlich entsagen. An die Stelle des Götzentempels ließ Karl eine Kapelle oder Bethaus setzen, eine Gewohnheit, welche in der Folge, ganz dem Geiste des Zeitalters gemäß, Veranlassung zum Entstehen manches Klosters und Stiftes wurde, und es auch hier war. Kaiser Konrad I. verlegte nemlich im Jahr 916 *) in das am Fuße des Berges gele-

*) Dies bestätigt eine Inschrift in einem Fenster des hohen Chors in Goslar, wo man noch die Worte liest: Conradus I. Imperator fundavit hanc ec-

gene Dorf Schulenrode, erhob sie zu einer Stiftskirche, und weihte sie dem heiligen Matthias. Kaiser Heinrich III. vereinigte sie aber 1039 mit dem von ihm erbauten Dom, und Papst Leo IX., der sich eben in Deutschland befand, weihte diesen 1050 zur Ehre der Heiligen, Simon und Judas, ein.

Bis dahin hatte also noch kein eigentliches Schloß, oder, wenn man es nicht mit diesem Namen belegen will, keine feste Burg, auf dem Berge gestanden. Erst Heinrich IV. baute im Jahr 1068 die erste dahin. Seinem Vorsatze, die Sachsen und Thüringer zu unterjochen, und sie zur Entrichtung eines gewissen sehr beträchtlichen Zehnts an den Erzbischof von Mainz zu zwingen, verdankten damals so viele Burgen ihre Entstehung, und er war auch die Ursache, daß die Harzburg erbaut wurde. Sie wurde besonders gut befestigt, wozu schon das Lokale sehr günstig war, und mit starker Mannschaft belegt, welche sowohl hier, als auch auf allen übrigen Schlössern der Art stete Ausfälle in die umliegenden Orte unternahmen, und die Bewohner beraubten und mishandelten. Ungeachtet aller Beschwerden, welche darüber an Heinrichen gelangten, steuerte er diesem Unwesen dennoch nicht, im Gegentheil ver-

lesiam in arce hercynia anno Chr. 916 in honorem Dei et St. Matthiae.

mehrte er immer noch die Zahl dieser Burgen, ließ auf allen beträchtlichen Anhöhen welche erbauen, und zwang sogar jene Klagenden zum Frohndienste dabei, oder zum Geldvorschuß dazu.

Hierdurch erbitterte er die Sachsen und Thüringer aufs höchste; und da er sich außerdem schon die mehresten thüringischen, und besonders die geistlichen Fürsten zu Feinden gemacht hatte, so vereinigten sich diese mit jenen, schlossen ein Bündniß zur äußersten Vertheidigung ihrer Freyheit, und setzten sich in den gehörigen Stand, die nachdrücklichste Gegenwehr leisten zu können. Hierauf schickten sie im Jahr 1073 eine Gesandtschaft an Heinrichen nach Goslar, wo er sich eben aufhielt, durch die sie ihm den Antrag machen ließen: alle seine Schlösser wieder niederreißen zu lassen, sich nicht immer in Sachsen aufzuhalten, in den Reichsgeschäften nicht schlechte Leute, sondern die Fürsten um Rath zu fragen, und — seine Mätressen abzuschaffen *) Würde er sich nicht hierzu bequemen, so

*) Heinrich war ein äußerst wollüstiger Mensch. Ungeachtet der Menge von Mätressen, welche ihn immer begleiteten, war kein hübsches Weib oder Mädchen, das er sah, vor ihm sicher. Weiter unten werde ich eine seiner Liebesaffairen mitzutheilen Gelegenheit haben.

kündigten sie ihm hiermit allen Gehorsam auf, und würden gewiß ihre Freiheit zu vertheidigen, die empfindlichste Rache an ihn zu nehmen, und sich mit den Waffen in der Hand Recht zu verschaffen wissen.

Wäre Heinrich jezt billig gewesen, hätte er den gerechten Bitten seines Volks nachgegeben, so wäre viel Unglück abgewendet worden; aber so überließ er sich seiner feurigen Unbesonnenheit, welche von Günstlingen benutzt, und Veranlassung wurde, die Gesandtschaft mit einer drohenden Antwort — dem Signale zu schrecklichen blutigen Scenen — zurück zu schicken.

Die verbündeten, nun aufs höchste erbittert, rückten zugleich mit einem, damals überaus ansehnlichen Heere von etlichen und 60000 Mann vor Goslar. Heinrich erfuhr es nicht so bald, als er noch vor ihrer Ankunft auf die Harzburg entfloh; allein die Verbündeten folgten ihm nach. Sie lagerten sich davor, und ob er ihnen schon Friedensvorschläge thun ließ, so trauten sie doch seinen Worten nicht, und schlossen vielmehr die Burg immer enger ein. In der augenscheinlichen Gefahr, die Harzburg eingenommen, und sich selbst gefangen zu sehen, ergriff Heinrich von neuem die Flucht. Mittelst eines geheimen Ganges entkam er in der Nacht,

und irrte mit seinen Begleitern, den Bischöfen von Zeitz und Osnabrück, und dem Herzoge von Kärnthen, drey Tage lang in den Wäldern umher, bis ihn endlich noch ein Jäger aus den Waldungen und auf den Weg noch Eschwege brachte

Als die Belagerer Heinrichs Entweichung erfuhren, und die Harzburg nicht zu erobern vermochten, so zogen sie wieder ab, rissen dafür aber andere weniger feste Schlösser Heinrichs nieder.

Als Heinrich nun sah, daß er nichts gegen seine aufgebrachten Thüringer auszurichten, und kein Heer zusammen zu bringen vermochte, womit er sie zum Gehorsam hätte zwingen können; als er sah, daß die Zahl der Unzufriedenen wie ein Schnee-Ball wuchs, und immer mächtiger wurde, so schlug er endlich, nothgedrungen, wiewohl sehr ungern, vor, Friede zu machen, um die Unruhen zu enden. Er bestimmte demnach Goslar zum Friedens-Congreß-Ort, ertheilte auch schon den Seinigen den Befehl, die Bergschlösser zu räumen; allein, es geschah doch noch nicht. Die Besatzung der Harzburg, welches Schloß Heinrichen am mehresten am Herzen lag, bestand nemlich aus lauter Edelleuten, welche sich durch ihre vielen Raubereyen bereichert hatten. Diese weigerten sich, ihr Raubnest zu räumen, und überhaupt mit den Verbündeten Friede zu machen.

Heinrich war damit gar nicht unzufrieden, im Gegentheil sah er es gern, und durch den Muth dieser adeligen Räuber angefeuert, schob er die Demolirung der Bergschlösser von neuem auf, und schrieb einen förmlichen Reichstag nach Goslar aus, auf welchem alle bisherige Zwistigkeiten regulirt und beygelegt werden sollten. Die Verbündeten waren dies zufrieden; allein, sie merkten zugleich Heinrichs Absichten, und lagerten sich daher nicht weit von Goslar mit einem ansehnlichen Heere. Heinrich willigte nun zwar in die Niederreißung der Schlösser; allein, seine liebe Harzburg suchte er doch noch immer zu retten. Er wagte zu dem Ende den letzten Versuch, indem er sagte: sie sey nicht zu seiner, sondern zur allgemeinen Sicherheit des Reichs von ihm erbaut worden, man müsse daher erst die Meinung der übrigen Fürsten deshalb hören, ob sie auch mit der Schleifung derselben zufrieden wären.

Die Verbündeten waren mit dieser Erklärung nicht zufrieden, wollten gar nichts davon hören; und als Heinrich mit seinem endlichen Beschlusse noch zauderte, so rückten sie näher und näher, und endlich in Heinrichs Pallast ein. In dieser abermaligen persönlichen Gefahr willigte er endlich ein, machte jedoch zugleich die Bedingung, daß die Vereinigten ihre erbauten und eroberten Schlösser eben=

falls niederreißen sollten. Diese thaten es auch. Heinrich aber hatte nicht so bald wieder etwas Luft, als er sich von neuem weigerte, sein Versprechen zu erfüllen, woran hauptsächlich die schöne Domkirche auf der Harzburg schuld war, die er so gern retten wollte; alein diese Unbeständigkeit, dieses Hin- und Herschwanken zwischen Versprechung und Erfüllung empörte die Sachsen, und besonders die von der Harzburg gedrangsalten umliegenden Bewohner so, daß sie vereint das Schloß stürmten, es eroberten die Besatzung niedermachten, Kirchen, Häuser und Mauern, alles bis auf den Grund niederrissen, auch nicht die Domkirche stehen ließen, Altäre, Reliquien und Kirchengeräthe zertrümmerten, ja sogar die königlichen Gräber aufrissen, und die Todten, namentlich die Leichname eines Bruders und eines kleinen Sohnes Heinrichs, mishandelten. Heinrich konnte diesen Anblick nicht ertragen; er verließ Sachsen, voll Schmerz und Rachgier, und klagte dem Papste, wie sehr sich die Sachsen an der Kirche und an den Heiligthümern der Harzburg vergriffen hätten.

Dies war das traurige Ende des ersten Schlosses Harzburg, zu dessen gänzlicher Zerstörung selbst die thüringischen antikaiserlich gesinnten Fürsten un-

*) Schmidts Gesch. d. Deutschen, 4r Th.

willig die Köpfe schüttelten; denn ihr Wille war, den Dom zu schonen, und die Gräber der Verstorbenen gleich Heiligthümern zu respektiren; allein die Wuth des Pöbels kannte keine Gränzen.

Nicht lange aber blieb es in seinen Ruinen liegen, denn Heinrich, der zu sehr gekränkt war, verlangte Genugthuung. Er hatte sich daher kaum wieder mit seinen Leuten gesammelt, als er den Sachsen den Krieg von neuem ankündigte. Er war diesmal so glücklich, Sieger zu seyn, und kaum triumphirte er über seine Gegner, als auch alle Schlösser wieder aus ihrer Asche hervorstiegen, und die Harzburg, im Jahre 1075 von neuem erbaut, auf ihrer alten Stätte thronte.

Im Jahre 1157 erhielt sie Heinrich der Löwe, vom Kaiser Friedrich II., nebst vielen andern Schlössern und Besitzungen am Harze, geschenkt; als er aber 1174 dem Kaiser, seinem Freunde und Wohlthäter, einen Zug gegen die Longobarden mitzumachen, abschlug, so bewirkte Friedrich die Reichsacht gegen ihn, bekriegte ihm, nahm ihm jene Geschenke, und auch die Harzburg wieder ab.

Die Kaiser hielten sich seit der Zeit oft da auf, und Otto IV. starb 1218 daselbst, nachdem er einige Jahre in stiller Einsamkeit daselbst gelebt hatte.

Von dieser Zeit an wanderte sie wie ein Ball aus einer Hand in die andere; denn 1284 kam sie wieder in braunschweigische Hände, und zwar, an den jüngsten Sohn Herzog Albert des Großen, Wilhelm. Im Jahr 1370 besaßen sie die Grafen von Werningerode, wo es jedoch nicht bekannt worden ist, wie sie dazu gelangten. Ihnen entriß sie Herzog Otto der Quade wieder. Die Grafen hatten nemlich unter ihren Leuten einen treulosen Menschen, einen Reiterknecht, wie er genannt wird. Dieser verrieth dem Herzog die schwächste Seite der Harzburg, so daß sie ohne große Mühe, in Einer Nacht, besetzt und eingenommen wurde. Als er Tags darauf einige Wagen mit Lebensmitteln hinauf schaffen lassen wollte, so mengte sich der Bischof von Hildesheim in die Sache, und ließ die Wagen nicht passiren. Otto rächte sich deshalb an ihm so, daß er in der darauf folgenden Nacht ins Hildesheimische einfiel, und die Stadt Alfeld wegnahm, welche der Bischof auch nicht eher wieder erhielt, als bis er auf seine Kosten die Harzburg mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehen hatte *).

Ungefähr ein Jahr darauf kam die Harzburg schon wieder in andere Hände. Herzog Otto hatte

*) Pfeffinger's Geschichte von Braunsch. Lüneburg 1r Th. S. 208.

nemlich einen Streifzug in die Mark Brandenburg gemacht, und wollte auf dem Rückwege in einem Dorfe unweit dem Schlosse Liebenburg im Hildesheimischen übernachten. Dies erfuhr der Besitzer des Schlosses zu Liebenburg, Hans von Schwichelt, nicht so bald, als er sich zum Herzog begab, ihn einladete, mit seinem Gefolge auf Liebenburg zu übernachten, und, da es eben Martinstag sey, eine Martinsgans bey ihm einzunehmen. Otto nahm dies Anerbieten an, und feyerte auf diesem Schlosse den Martinsabend recht solenn mit. Als er nun den andern Morgen seinen freundlichen Wirth fragte, was er für seine Zeche schuldig sey, dieser aber sich sehr geehrt und hinreichend belohnt durch den Besuch Otto's schätzte, so schenkte ihm Otto für seine Gastfreundschaft die Harzburg erb- und eigenthümlich.

Es war dies allerdings eine mehr als fürstliche Belohnung für eine Gans, und für ein Nachtquartier; wenn man aber erwägt, daß in damaligen Zeiten der Besitz mehrerer Schlösser im Grunde mehr lästig als von Nutzen war, so konnte Otto freilich keine bessere Gelegenheit finden, sie auf eine ehrenvolle Art wieder an den Mann zu bringen.

*) Honemann's Alterthümer des Harzes, 1r Th. S. 108.

Die Brüder, Konrad, Brandanus und Heinrich von Schwichelt waren sehr reiche Edelleute, und im Hildesheimischen die begütertsten *) Dessen ungeachtet trieben sie das Räuber- und Plünder-Handwerk sehr stark, und gehörten daher mit zu der damals sehr großen Horde der adelichen Buschklepper, welche Straßen und Wege höchst unsicher machten. Unter andern raubten sie auch einmal im Jahr 1411 eine Heerde Kühe vor Hakeborn im Magdeburgischen. Der Graf Kurt von Egoln und Otto von Warberg jagten den Räubern nach, ihnen die Beute wieder abzunnehmen; allein sie waren nicht so glücklich, dies zu bewerkstelligen, im Gegentheile büßte der letztere sein Leben dabei ein, da ihn die von Schwichlt bey Dornburg erschlugen. Diesen Mord suchten der Bischof Günther von Magdeburg, der Bischof Albert von Halberstadt, und die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig zu rächen. Sie belagerten zu dem Ende die Harzburg, und die, von den von Schwichelt bedrängten und beraubten Magdeburger, Halberstädtter und Goslarienser gesellten sich dazu, die Buben mit züchtigen zu helfen. Ja diese letztern bauten sogar auf dem Petersilienberge, dicht bey der Harzburg, eine

*) Das Geschlecht derer von Schwichelt blühet noch jetzt.

Burg auf, um ihnen die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden, und nannten sie Steuerbug.

Die Harzburg war nun zwar fest, sehr fest, und nur durch das Aushungern hätte allenfalls eine Uebergabe bewirkt werden können; allein, die Belagerten hielten es doch für räthlicher, sich in Friedens-Unterhandlungen einzulassen, als jene Aushungerung abzuwarten. Sie thaten daher den Vorschlag, daß, wenn man die Belagerung aufheben werde, sie auf der Stelle, wo Otto von Warberg geblieben sey, eine Kapelle erbauen, auch die umliegende Gegend fernerhin nicht mehr mit ihren Streifzügen beunruhigen wollten.

Da nun die Belagerung schon vier Wochen gedauert hatte, und der herannahende Winter das Kampiren im Felde erschwerte, so wurden diese Vorschläge angenommen, die Heere zogen ab, und nur eine Besatzung blieb in der Steuerburg zurück *). So wie sich aber die von Schwichelt wieder frey sahen, vergaßen sie auch ihr Versprechen. Sie dachten an nichts weniger, als die Kapelle bey Dornburg zu erbauen, sondern nur auf Rache an ihren Feinden. Sie plünderten und raubter daher den folgenden Winter noch wie vor, und trieben, besonders der Stadt Goslar, alle Vieheerden weg,

*) Pauli preuß. Staatsgeschichte, 6r Thl. S. 45.

um sich, im Fall es zu einer neuen Belagerung kommen sollte, recht gut verproviantirt zu haben. Dazu kam es aber auch wirklich. Gegen Ostern 1412 rückten dieselben Bischöfe und Fürsten vereint, und mit verstärkter Macht wieder vor die Harzburg, bestürmten sie gewaltig, beschossen sie auch mit grobem Geschütz; allein ohne Erfolg. Endlich bauten sie auf dem der Harzburg gegenüberliegenden Berge eine zweyte Burg, und nannten sie Altenah, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus welchem Altona bey Hamburg seinen Namen erhielt, nemlich der Nähe wegen. Als diese stand, wurde die Harzburg von hier und der Steuerburg aus beschossen, und die Thürme, Häuser und alle Gebäude sehr beschädigt. Da krochen die Herrn von Schwichelt zu Kreuze. Sie übergaben die Harzburg, indem sie die völlige Eroberung derselben nicht abwarten wollten, versprachen von neuem, jene Kapelle bey Dornburg zu erbauen, auch die umliegenden Gegenden nicht weiter zu drücken und zu verheeren, und erhielten dann freyen Abzug. Die Harzburg wurde nun gänzlich geschleift, wobey die Goslarienser sich am thätigsten bezeigten *).

Zum zweytenmale war nun das Schloß gänzlich demolirt worden, aber noch nicht zum letzten-

*) Spangenberg's Sächsische Chronik im 306 Capitel.

male. Es schien zum Raubnest und zur Zuchtruthe der ganzen Gegend bestimmt zu seyn, immer neue Besitzer haben, belagert, eingenommen, niedergerissen werden, und aus seinen Ruinen wieder hervorgehen zu sollen.

Wer es nach dieser zweyten Einnahme wieder aufbaute, ist unbekannt, so wie auch das Jahr, wann es geschah. Allein, es scheint nicht lange in den Ruinen gelegen zu haben, denn schon 1438 findet man, daß ein gewisser Hartwig von Ulze das neu erbaute Schloß mit List erstieg und einnahm. Vorher hatten schon Räuber darauf gehaust, und nun kam wieder einer dahin; denn er setzte dieses, damals nur in den Händen der Edelleute befindliche Handwerk fort, plünderte in der Nachbarschaft alles aus, raubte dem Landmann das Vieh, und trieb es in seine Burg. Herzog Heinrich III. von der Braunschw. Lüneburg-Grubagenschen Linie vernahm aber nicht sobald dieses Unwesen, als er davor rückte, sie eroberte, und mit eigner Manschaft besetzte. Als aber im Jahr 1486 der Bischof Berthold von Hildesheim mit der Stadt Hildesheim in Streitigkeiten gerieth, welche in Krieg übergingen, mehrere Städte, auch Goslar, der Stadt Hildesheim beystanden, und der Herzog Wilhelm der jüngere von Braunschweig dem Bischof überhalf, so fiel es den

Goslariensern ein, sich deshalb am Herzoge auf die Art zu rächen, daß sie während jenes Krieges die Harzburg berennten, einnahmen, und die Besatzung mit sich nach Goslar führten. Diesen Spaß mußten sie aber theuer bezahlen; denn Heinrich rückte mit 400 Reitern vor Goslar, nahm 450 Einwohner als Geißeln mit, und lieferte diese nicht eher wieder aus, als bis sie die Summe von 12000 Gulden erlegt hatten.

Im dreyßigjährigen Kriege diente die Harzburg den verschiedenen Partheyen zum Aufenthalte. So lag 1626 der dänische Hauptmann von Wildenstein darin, und stellte, von da aus datirt, der Bergstadt Altenau auf dem Harze unterm 15ten May eine Garde aus *).

Im Jahre 1654 wurde die Harzburg zum dritten- und letztenmale niedergerissen, und zwar auf folgende Veranlassung: Schon seit vielen Jahren stand auf dem Altar der Kirche auf der Harzburg ein Marienbild, das der Ruf wunderthätig gemacht hatte. Es heilte Krankheiten und Gebrechen, machte sehend, hörend, gehend und dergleichen mehr. Das Volk aus der Nähe und aus der Ferne besuchte es häufig, und die Kirche, so wie der Pförtner, stan-

*) Honemann, Alterthümer des Harzes, 3r Thl. 118 liefert sie wörtlich.

den sich nicht schlecht dabey; denn ersterer mußte nach vollbrachtem Gebete vor dem Bilde etwas Geld geopfert, auch mußte das schadhafte und gebrechliche Glied des Leibes in Wachs geformt, und letzterem für die Entrée ein Douceur in die Hand gedrückt werden. Was Wunder, daß man den gemeinen Mann in seinem Glauben bestärkte, alles that, das Wunderding in Ansehen zu erhalten, und vorgab, daß das am Saume des Kleides befindliche Bild, des Abgottes Krodo, diese heilende Kraft besitze. Allein, es fand sich bald ein zweyter Karl der Große, ein zweyter Zerstörer dieser Abgötterey, nemlich Herzog August von Braunschweig. Er ließ 1654 dieses Marienbild wegnehmen, die geopferten wächsernen Beine, Nasen, Ohren, Köpfe, Hände, und wer weiß, was noch für Glieder, zusammen verbrennen, und, um dem Spuck für immer das Garaus zu machen, die Harzburg gänzlich demoliren und der Erde gleich machen. Seit dieser Zeit hat nie wieder hier eine Burg gestanden, und die Ruinen, welche wir noch jetzt sehen, sind daher die des dritten, vor nunmehro anderthalb hundert Jahren zerstörten Schlosses.

So viel von der Geschichte der Harzburg, welche eine ausführliche pragmatische Bearbeitung verdiente. Ich kehre jezt wieder zur Erzählung meiner Wanderung zurück.

Nachdem ich mich eine Stunde lang auf der Harzburg aufgehalten hatte, ging ich wieder nach dem Dorfe Oker, uud besah das dasige Messingwerk, wo in vier Oefen Messing cementirt, und zwischen Granitplatten zu Stückmessing gegossen, auch vierundzwanzig Sorten Messingdraht verfertigt werden. Das Werk gehört den beyden braunschweigischen Häusern gemeinschaftlich, und wirft jährlich gegen 4000 Rthlr. reinen Ueberschuß ab. Es liegt am Ende des Ortes, und am Eingange in das Okerthal, durch das ich nun zurück nach Clausthal ging.

Dieses Okerthal, welches von dem durch dasselbe fließenden Wasser, der Oker, den Namen hat, ist beyweiten noch nicht so bekannt, als es seiner wilden, romantischen Schönheiten halber zu seyn verdiente. Es kommt dies vielleicht daher, weil es den mehresten Harzreisenden zu sehr aus den sich gewöhnlich vorgezeichneten Marschrouten liegt, weil in Schriften noch zu wenig davon gesprochen worden ist, und es auch nur zu Fuß, und zwar nicht ohne alle Gefahr besucht werden kann; allein jedem, der die Natur in ihren rohen Formen gern erblickt, jedem Freunde wilder felsiger Gegenden würde ich rathen, es nicht vorüber zu gehen. Er wird den sauern, mühevollen Pfad, den er an den Felsenwänden hinwegsteigen muß, gewiß gern steigen, er

wird die angewendeten Kräfte, die es ihn kostet, gewiß reichlich belohnt finden. Das Okerthal wetteifert in jeder Hinsicht mit allen übrigen Thälern des Harzes, und ich bin noch zweifelhaft, ob ich ihm nicht selbst den Vorzug vor dem so schönen Budenthale geben soll. Eben so wie dort die Bude, braust auch hier über ungeheure Klippen, die Oker hin, bildet bald Wasserfälle, bald ruhige Ebenen, wird bald in einen engen Raum eingezwängt, oder breitet sich zu einer seichten Fläche aus, daß man bequem hindurch gehen kann. Eben so wie dort, sind hier die Ufer schroffe, sehr hohe, größtentheils mit Tannen bewachsene Berge, oder nackte, felsige Klippen, die oft in sonderbaren Formen auf einander geschichtet liegen, und bey jedem heftigen Windstoße den Gedanken des Herabstürzens erzeugen. Rauh und beschwerlich ist der Weg durchaus. Oft steigt er hoch an den Bergen hinauf, um eben so tief dann wieder herab zu führen, leitet den Wanderer bald über einen schmalen Steg an das jenseitige Ufer, bald windet er sich dicht am Rande des Wassers hin, und verlangt alle Vorsicht, um nicht in das Klippenreiche Bette der Oker zu sinken.

Ich hätte keine günstigere Stunde zur Besichtigung des Okerthals wählen können, als die, in welcher mich der Zufall hineinführte. Schon auf der

Harzburg bemerkte ich am westlichen Ende des Horizonts dicke Wolken, welche ein Gewitter anzudeuten schienen, und kaum hatte ich die Hälfte des Thales zurückgelegt, als die Sonne verschwand, der Himmel sich verfinsterte, und ferner Donner sich hören ließ. Je näher das Wetter rückte, desto dunkler wurde es in dem Thale. Leuchtende Blitze fuhren über mir hin, und der Donner rollte entsetzlich zwischen diesen Bergen nach. Der Schall brach sich so oft, das Echo wiederholte ihn so vielfach, daß endlich, als die Schläge schneller folgten, in diesem Zwinger ein immerwährender Donner rollte. Auf den Gipfeln der Berge trieb ein heftiger Sturm die Wipfel der schlanken Tannen hin und her, und neben mir bewegte sich kaum ein Ast. Lange hörte und sah ich diesem Schauspiele zu, und Thomsons Worte schwebten mir lebhaft vor, wenn er sagt:

Allgegenwärtig ist, und allgefühlt,
Allsichtbar und allhörbar ist mein Gott,
In dir, o wilde Wüste, wie in dir,
Volkreiche Königsstadt. — — — —

Da wo der Weg am Berge hinan und aus dem Thale führte, weidete eine zahlreiche Heerde feister Harzkühe, deren harmonisches Glockengeläute meinen vom Brausen des Wassers, vom Toben des nun verhallten Donners, betäubten Gehörsnerven sehr

wohlthätig war. Fern von mir saßen am Fuße einer Tanne zwey Hirten, und bließen auf ihren Schalmeyen sich selbst das Lied ihrer Zufriedenheit vor. Wie lieblich tönte der Schall zu mir her; wie versetzte er mich in schwärmerisch träumendes Gefühl! Waren diese Menschen wirklich so froh, so glücklich, wie es ihr Gesang anzudeuten schien, oder täuschte mich der sanfte ruhige Ton ihrer Instrumente, der äußere Schein ihrer Lage? — O nein, ich will es nicht glauben, ich will mich überzeugt halten, daß sie wirklich froh waren. Wozu untersuchen, wozu grübeln, und sich das Mögliche denken, wo Unwissenheit glücklich macht! Könnte man sich sein ganzes Leben hindurch über so mancherley Dinge in dieser wohlthätigen Unwissenheit erhalten, dürfte man manche Gegenstände nur immer in der Ferne erblicken, wie vielen unangenehmen Entdeckungen wiche man dann aus, wie viel lieblicher erschiene dann das Leben, das, genau genommen, doch sehr wenige, und nur für eine kleine Anzahl Menschen, mehrere Reize hat. Ihr waret gewiß Glückliche eures Standes, ihr Hirten. Eure Niedrigkeit, eure Beschäftigung, eure Lebensart, eure Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den Bedürfnissen, mit den Verhältnissen der großen Welt, lassen euch schon größere Ansprüche darauf machen. Ja, gewiß, in den niedern Hütten allein sind noch

glückliche Menschen zu finden, in ihnen muß man die Zufriedenheit suchen; denn je höher man auf der Leiter der Stände hinauf steigt, desto kleiner wird ihre Zahl, und oft, sehr oft steht auf der obersten Stufe der Unglücklichste. Drum, neidet nicht der Großen Loos, ihr minder begüterten; es ist blendend, schimmernd, aber warlich eures Neides nicht werth. Laßt ihnen den Glanz, die Pracht, den Reichthum, die Ehre; sie erkaufen sie theuer, sie erkaufen sie mit dem Entbehren des edelsten Theils der Lebensfreuden, den uns der niedere Stand umsonst darreicht.

Ich hatte einen hohen Berg erstiegen und ging nun auf seiner Oberfläche hin. Ueber viele niedere sah ich weg, in deren Waldungen die Wurmtrockniß entsetzlichen Schaden angerichtet hatte. Ueberall entdeckte ich große entblößte, ganz niedergehauene Striche. Traurige Aussichten für unsere Nachkommen!

Der Weg senkte sich wieder, und ich gelangte in das Schulenberger Thal nach der Schulenberger Silberhütte, welche am weißen Wasser liegt. Auf diesem Bache, der nicht weit von hier in die Oker fällt, flößt man das Holz, welches aus diesen tiefen Thälern, und von den hohen Bergen, auf der Axe nicht würde fortgeschafft werden können, bis nach Braunschweig.

Hinter der Silberhütte, die so wie die Clausthaler, auch alles umher mit ihren giftigen Dämpfen erstickt hat, lag das Dörfchen Schulenberg. Bis dahin hatte sich mein Führer mir verdungen, er kehrte zurück, und ich mußte mich nun nach einem andern umsehen, der mich biß Clausthal geleitete. Allein, es hielt schwer, einen zu erhalten, überall wurde ich mit der Entschuldigung abgewiesen, daß es schon zu spät sey. So ging ich von Haus zu Haus, und stand jezt am letzten. Ein junges freundliches Mädchen sprang mir hier entgegen, und fragte nach meinem Begehren. Ich sagte es ihr. Rasch lief sie in den Hof, kam dann mit ihrer Mutter zurück, und nachdem diese mich mit prüfendem Auge angesehen hatte, meinete sie: ihr Mann sey nicht zu Haus, allein ihre Tochter könne mich ja wohl nach Clausthal bringen.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mich dies Anerbieten in eine Art von Verlegenheit, von Unruhe versetzte. Ein junges blühendes Mädchen, frisch und roth, von Gesundheit strotzend, mit liebevollen, dunkeln und großen Augen, woraus die reinste Schuldlosigkeit blickte, sollte mich leiten, an einem so milden Sommerabend, durch waldige, einsame Gegenden leiten, mich, in dessen Haar zwar schon manches silberfarbige schimmerte, in dessen Busen aber

immer noch ein für Schönheit und Jugend empfängliches Herz klopfte! — Das schien mir gewagt, gefährlich zu seyn, nein, das durfte ich nicht zulassen.

„Ich kann es nicht zugeben, Mütterchen! ich kann es nicht verlangen, daß ihre Tochter einen so weiten Weg (es waren nur zwey Stunden), noch gehen soll, von dem sie erst tief in der Nacht wird zurückkehren können. Wie leicht wäre es möglich, daß ihr auf dem Heimwege ein Unfall zustieße, woran ich dann schuld wäre. Nein, nein, lasse sie ihre Tochter hier, ich will den Weg schon allein zu finden suchen.

„Ei was," antwortete sie mir in ihrer Harzsprache, „das Mädel ist groß genug, (ja wohl, war sie das!) sie hat den Weg schon oft bey Nacht gemacht, und wenn es ihr zu spät wird, so kann sie ja oben bey ihrer Base bleiben. Das Geld kann sie noch verdienen, und Sie finden sich auch gar nicht allein hin. Geh Lore, zieh dich flugs an."

Das Mädchen sprang bey diesen Worten in die Stube, und ich — ich ließ es geschehen, rieb mir die Stirn, und setzte mich vor der Hausthüre nieder, ihre Rückkehr — abzuwarten.

Da saß ich, mit dem Kopfe auf den Stock gestützt, und sammelte mein bischen Philosophie, um

mich zu dem Gange zu stählen, bey welchem mich der kategorische Imperativ nicht verlassen durfte. Nächstdem stellte ich Betrachtungen über einige Worte im Vaterunser an, blickte dann in den offenen blauen Himmel, uud glaubte nün dem Schicksale die Vollendung des Uebrigen überlassen zu müssen.

Bald stand, mit einem Körbchen auf dem Rücken, das holde Kind, nett und reinlich gekleidet, vor mir. Die Eil, mit der sie sich angeputzt, hatte ihre Wangen hochroth gefärbt, ihr Auge noch funkelnder gemacht.

„Nun, mein Herr, woll'n wir gehen?“

Ich antwortete nicht. Meinem Herzen, das sich nicht rein genug fühlte, war vor der Entschleierung dieses Abends bange. Ich sah sie schweigend an.

„Nun,“ rief sie etwas ungeduldig.

Ich antwortete noch nicht, schüchtern trat sie zurück, und sagte ganz leise zu der Mutter: „ich gehe nicht mit dem Herrn.“

„Warum nicht?“ rief diese etwas erzürnt.

„I Mutter, seht ihrs denn nicht, der Herr ist ja nicht wohl, er starrt uns ja so an.“

„O nein, mein Kind,“ sprach ich, stand auf, und faßte sie bey der Hand, „mir ist recht wohl, komm, laß uns gehen.“

Ihr Gesicht erheiterte sich wieder, sie lächelte mich an, rief ihrer Mutter ein „Gott behüte euch“ zu, und wir gingen.

Ich war anfangs mit mir selbst beschäftigt, und folgte daher schweigend der holden Führerin nach. Sie sah sich oft nach mir um, und, als ich immer noch nicht reden wollte, trat sie aus dem Wege, und ließ mich vor sich vorübergehen, um dann in einiger Entfernung mir zu folgen.

„Fürchtest du dich vor mir, gutes Kind?“ redete ich sie an.

Mit schüchternen Blicken antwortete sie: „ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll, bald sind sie freundlich, bald wieder traurig.“

„Fürchte dich nicht, ich thue dir nichts.“

„Ists wahr?“

„Gewiß.“

„Kann man ihnen auch trauen?“

„Warum nicht?“

„Ja die Mutter hat mir immer gesagt, man muß sich vor den Mannsleuten aus der Stadt gar sehr hüten, die wären immer gefährlich. Sie hat mich drum auch nicht nach Hannover ziehen lassen, wohin ich mich vermiethen wollte, weil die Mannsleute da gar schlimm seyn sollen. Meine Schwester

ist zwar schon da; allein, die will sie auch wieder nach Haus haben. Die Mutter sagt immer, besser einen Groschen in Ehren, als einen Thaler in Unehren."

O, gutes unschuldiges Mädchen, wer könnte dich vergiften, wer könnte den reinen Glanz deiner tugendhaften Seele nur mit einem strafbaren Gedanken erblinden lassen! — Nein, ich ehre dich, ich ehre die Tugend, die Unschuld auch in der niedrigsten Hütte, in der schlechtesten Kleidung.

Ich nahm sie bey der Hand, blickte ihr in das große blaue Auge, und — ich konnte es mir nicht versagen, — küßte sie.

„Das war nicht artig," sagte sie ganz empfindlich. „Jetzt können sie mir nicht verdenken, wenn ich ihnen immer folge, um sie stets im Auge zu haben." Und bey diesem Worte schob sie mich vor sich her.

Die Zeit verstrich mir bey den umständlichen Erzählungen meines Lorchen's vom Innern ihres Hauswesens, von ihren Verwandten, Bekannten, Putz, und dergleichen für sie sehr wichtigen Gegenständen mehr. Der Abend dämmerte heran, und beym Mondenschein gelangten wir nach Clausthal, ohne — ohne daß ich mich es noch einmal unterstanden hätte, sie zu küssen. Ein feiner Harzgulden

lohnte ihre Mühe, und wir schieden mit einem Händedruck aus einander.

Am andern Morgen verließ ich Clausthal wieder, und ging über Lerbach nach Osterode, welcher letztere Ort vier Stunden von Clausthal entfernt liegt. Es war dies zwar nicht der geradeste Weg dahin; allein, er ist angenehmer, unterhaltender. Die Frachtstraße ist eine Stunde näher. Man nennt sie gewöhnlich eine Chaussée, was sie eigentlich wohl nicht ist; allein, ein guter Weg bleibt sie immer, besonders für eine Harzstraße.

Lerbach, oder wie es dort genannt wird, Lerbke, ist ein Flecken, der in einem sehr engen, mit hohen Bergen einfgeaßten Thale liegt. Er besteht, dieses schmalen Raumes wegen, nur aus einer Straße, die aber eine Stunde lang ist, und sich so hin und her dreht und schlängelt, wie sich das Thal krümmt und wendet. Zwischen den beyden Reihen Häusern, welche übrigens nicht regelmäßig an einander gereihet sind, fließt der Lerbach. Die Einwohner bilden gleichsam ein eigenes Völkchen, das sich durch Natur, Physiognomie, durch eine sehr schwerfällige Sprache, durch schlechtes Gehör und große Kröpfe auszeichnet. Sie verheirathen sich immer unter sich selbst, sind arm und abergläubisch. Die Männer ernähren sich vom Holz-

hauen, Holzsägen, Kohlenbrennen, Vogelfangen, Arbeiten bey den Eisengruben, und kommen nur des Sonntags zu ihren Weibern zurück. Diese spinnen für die Fabriken in Osterode, treiben Viehzucht, und einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Waldbeeren aller Art, nach den sie umgebenden Städten. Sie haben allesammt Kröpfe, welche oft zu einer unförmlichen Größe angewachsen sind.

Wenn Gellert sagt: daß Gewohnheit den Fehler schön mache, den man von Jugend auf gesehn habe; so trifft dies gewiß in Lerbach ein, denn da hält Niemand den Kropf für ein häsliches Halsgeschmeide.

Man giebt diese widrigen Auswüchse theils den vielen Tragen bergauf, theils dem Genusse des dasigen Wassers schuld, wovon selbst Auswärtige, die es lange trinken, Kröpfe bekommen. Das männliche Geschlecht ist weniger damit behaftet, da sie im Ganzen genommen, nur einige Wochen im Jahre einheimisch sind.

Dicht hinter den Häusern steigen sogleich die hohen Berge hinan, an deren jähen Flächen sich dennoch die schönste Viehweide befindet, und auch kleine Gemüsegärten angelegt sind. Man kann keinen angenehmern Anblick haben, als die Berge zu beyden

Seiten mit Weibern und Kindern bedeckt zu sehen, um das fette Grummt einzuerndten, wie ich es sah. Mit einer, für den Landbewohner unbegegreiflichen Behendigkeit, laufen sie an den Höhen herunter, hinauf und daran weg; und unbekümmert, läßt die Mutter die zwey- bis dreyjährigen Kinder hier nackend, und ohne eine andere Bekleidung, als ein kleines Hemd, spielen. Zieht der Wind queer über das Thal hinweg, so ist eine drückende Hitze darin, hat er aber die Richtung desselben, so ist es unangenehm kühle.

In Lerbach giebt es keine Taube, auch keinen Spatz, da keine Getraidefelder da sind. Auch der Pferde zählt man kaum viere.

Ehedem wohnte der Prediger von Lerbach in der Kirche. Das Gebäude enthielt nemlich parterre seine Wohnung, im ersten Stock die Kirche, und unterm Dache das Heumagazin desselben. Jetzt ist ihm aber ein eignes Haus gebaut worden. Die Kirche ist übrigens recht gut und hell.

In Lerbach ist auch ein hoher Ofen, wo die Osterröder Eisenerze verschmolzen werden.

Unter die Merkwürdigkeiten Lerbachs gehören vorzüglich ein paar daselbst geborne Kakerlaken. Der Ruf derselben war auch mir zu Ohren gekom-

men, und ich war nicht so bald in Lerbach angekommen, als ich mich auch zu ihnen bringen ließ.

Gleich beym Eintritte in die Hütte, welche sie bewohnten, kam mir die Mutter derselben mit der Frage entgegen: — „Sie wollen gewiß meine Kinder sehen?“ und ohne meine Antwort abzuwarten, rief sie sie auch herbey. Der Knabe, zehn Jahr alt, kam gesprungen, das Mädchen, sechszehn Jahr alt, ließ sich erst suchen. Beyde hatten eine äußerst feine, aber leichenähnliche weiße Haut, völlig weiße Haare, und rothe Augen, mit denen sie stets blinzten, und sie nicht ganz aufzuschlagen vermochten. Der Junge antwortete auf alle Fragen sehr rasch, das Mädchen aber langsam und schüchtern. Die Mutter war eine gewöhnliche derbe Harzfrau mit einem tüchtigen Kropfe versehen, breitschulterig und stark. Sie erzählte, daß ihr Mann, der nicht gegenwärtig war, ebenfalls ein robuster, gesunder Mensch sey, und sie beyde nicht begreifen könnten, wie sie zu diesen Kindern gekommen, da ihre übrigen alle gewöhnlich gestaltet, und nur diese beyden ausgeartet wären. Sie schien übrigens gar nicht unzufrieden mit diesen Geschenken des Himmels zu seyn, zeigte vielmehr große Liebe zu ihnen, wahrscheinlich, weil sie ihr ein Kapital waren, das gute Zinsen trug, indem jeder Durchreisende, der sich die Naturspiele vorstellen

läßt, ihr einige Groschen dafür reicht. Es bleibt dies übrigens bey uns eine seltene Erscheinung.

Osterode.

Von Lerbach ging ich nach Osterode, welches eine gute Stunde davon entfernt ist.

Man schien eben, als ich eintrat, im Begriffe zu seyn, diese alte Stadt von neuem aufzulegen; denn, wo ich hinsah, da wurden neue Häuser gebaut, oder alte mit neuen Titelblättern versehen. Ganz vorzüglich zeichnete sich unter der lezten Klasse das Rathhaus aus. Dieses trug am obern Theile noch ganz das alte gothische Kleid, indessen man den untern mit einem neuen Säulengange, ich glaube in korinthischer Ordnung, aufgestutzt hatte, der die Propyläen für Gemüse- und Obstverkäuferinnen, oder für diejenigen, welche mit Eines Edlen Magistrats Brandteweinschenksdepartement, das in den Kellern des Hauses seine Seßionen hält, zu thun haben, bildete.

Osterode liegt schon außerhalb der Harzgebirge, am westlichen Ende derselben, in einem angenehmen Thale an der Söse. Zum Unterschiede von andern Orten gleiches Namens, nennt man es Osterode am Harz. Mit Inbegriff der sogenannten Vorstädte hat es über 700 Häuser, und gegen 3800 Einwohner. Einige Straßen in der Neustadt abgerechnet, ist es sehr winklich und schlecht gebaut, hat enge, in den Vorstädten sehr schmutzige Straßen, wenig moderne Häuser, aber einen ziemlich großen Marktplatz.

Das sogenannte Schloß war vormals die Residenz der Herzöge von Braunschweig Lüneburg, Grubenhagen'scher Linie, und jezt ist es das Amthaus. Es liegt etwas hoch, ist aber von unbedeutendem Ansehen. Für ein älteres Schloß, oder Wohnsitz ehemaliger Herrn von Osterode, hält man die vorm Harzthore der Stadt befindliche Ruine, die aus einem alten Thurme besteht. Zu Bonifaz Zeiten soll an dieser Stelle die Göttinn Ostera verehrt worden seyn, welcher Volkssage jedoch die Beweise noch zur Zeit gänzlich mangeln.

Das schönste Gebäude der ganzen Stadt ist unstreitig das an der Söse gelegene Kornmagazin. Es ist massiv, 240 Fuß lang, 45 tief, und 3 Stockwerke hoch. Ueber dem Eingange liest man die

Worte: — Utilitati Herciniae exstructum hoc aedificium 1722; welcher Zweck auch ganz erreicht wird. Es mag gewiß auf und am ganzen Harze nicht leicht eine wohlthätigere Anstalt gefunden werden, als dieses Kornmagazin ist. Sein Daseyn verdankt es dem Berghauptmann von dem Busche, welcher überhaupt viele Spuren seiner Sorgfalt für das Wohl des Harzes zurückgelassen hat. Auf seinen Vorschlag wurde das Haus in den Jahren von 1718 bis 1722 erbaut, und kostete 26000 Thlr., welche Summe der König, die Gewerken, die Osteröder Rathskämmerey und die Bergbauaccisekaße hergaben.

Die Bestimmung dieses Kornmagazins ist, die Berg- und Hüttenleute des hannöverschen und Communionharzes in theuren Zeiten mit dem nöthigen Getraide für einen billigen Preis zu versorgen. Alle Beweibte erhalten monatlich zwey Scheffel, die Unbeweibten, so wie auch die Invaliden und Wittwen, einen Scheffel. Zwar kann dieses Quantum nicht auf vier Wochen hinreichen; allein, es unterstützt die Leute doch in Etwas. Für den Scheffel bezahlen sie an denjenigen Rechnungsführer, von dem sie ihre Löhnung erhalten, und der ihnen einen Zettel an den Magazinverwalter giebt, gegen welchen sie das Getraide empfangen, sechszehn gute Groschen hannöverisches Kassengeld, der Marktpreiß

mag seyn, welcher er auch wolle. Sie sind indessen nicht gezwungen, ihren Bedarf hier zu nehmen, sondern können ihn holen, wo sie wollen, dagegen wird aber auch das Magazin nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel auf den Kornmärkten mehr als sechszehn gute Groschen kostet.

Die bey demselben angestellten Bedienten sind ein Magazinverwalter und ein Kornmesser, welche aus der Magazinkasse besoldet werden. Das mehreste Getraide, welches hier aufgeschüttet wird, kommt aus Sachsen und aus der Grafschaft Hohenstein, auch von der Reichsstadt Nordhausen. Auf die Abwechselung der theuren und wohlfeilen Jahre, und auf die Verwaltung selbst kommt es fast ganz an, ob das Magazin Vortheil oder Schaden hat. Gewöhnlicher ist der Schaden, da die ganze Anstalt keine Spekulation auf Gewinn, sondern auf die Beförderung des Wohls der Berg- und Hüttenleute des Harzes ist. So berechnet man z. B. den Schaden von der Entstehung derselben an bis zum Jahre 1758, also in ungefähr vierzig Jahren, auf 82288 Thlr. *), wo auf ein Jahr gegen 2500 Thlr. kommen. In den theuren Jahren von 1771

*) Gatterer, Anleitung den Harz zu bereisen 5 Th. S. 102. Auf dem Titel dieses Bandes ist auch eine Abbildung des Magazingebäudes zu finden.

und 1772 erlitt es auch großen Verlust. Man hatte versäumt, in der vorhergehenden wohlfeilen Zeit einzukaufen, und muste daher den Himten mit zwey bis drittehalb Thlr. bezahlen, und ihn dennoch für Sechszehn gute Groschen wieder hingeben. Diesen Verlust trägt die Kommunion-Herrschaft, mit zwey Drittel, die Gruben und Hütten mit einem Drittel. Durch untergemischte Gerste wird auch der Schade etwas gemindert.

Die innere Einrichtung dieses Magazins ist sehr gut und zweckmäßig. Es enthält sieben Böden über einander, von denen das Getraide vermittelst in den Boden befindlicher Oeffnungen von einem bis auf den andern, und so bis auf den untersten herab geschüttet werden kann. Ueberall sind nahe am Fußboden, Fenster mit Drathgittern versehen, angebracht, welche, da sie gegen einander über sind, einen steten Luftzug verursachen, und dadurch das Aufkommen des Kornwurms verhindern. Auch die außerordentliche Reinlichkeit, welche überall herrscht, und das tägliche Umstechen des Getraides, läßt dieses Insekt nicht aufkommen, das hier freilich auch bedeutenden Schaden anrichten könnte.

Das ganze Magazin kann 72000 Nordhäuser Scheffel Getraide fassen, welche jedoch nie auf ein-

mal darin sind. Die jährliche Consumtion beträgt ungefähr 56000 Scheffel. Unter-Magazine, von denen das Getraide dann hierher geschafft wird, sind in Herzberg, Katelnburg und noch an einigen andern Orten.

Osterode lebt von der Brauerey, vom Ackerbaue, und besonders von den darin befindlichen zwey Baumwollen- und einer Wollen-Manufaktur, welche Kamelotte, Laßring, Flanell, Tamis, Challons und Golgas, von allen Sorten jährlich ungefähr 18000 Stück, verfertigen, und einen starken Geldumsatz verursachen.

Des Verkehrs ist genug auf den Straßen, wozu die von hier nach Nordheim und Göttingen laufende Chaussee viel beyträgt. Wenn Militär hier liegt, das gewöhnlich zwey Compagnien stark ist, so ist er noch größer. Seit 1792 ist aber keins wieder hier gewesen.

Osterode steht übrigens bei mir in keinem guten Andenken, und die Erinnerung an meinen Aufenthalt daselbst wird stets unangenehme Empfindungen bey mir aufregen. Nicht etwa, als ob der Ort selbst, oder seine Einwohner, oder die Behandlung der Fremden, die Lebensart daselbst, hieran schuld wären, — o nein, ich halte im Ge-

gentheile die Osteröder für einen ehrlichen, guten Menschenschlag, die es von sich geben, wie es ihnen ums Herz ist; sondern — das Straßenpflaster ists, was diesen Mismuth bey mir veranlaßt hat.

Wie, — das Straßenpflaster?

Ja, ja!

Dem Herrn Beamten, oder der Magistratsperson, welcher das Departement des Straßenpflasters obliegt, habe ich diese unangenehmen Empfindungen, einige schmerzvolle Tage, und Osterode hat ihm den Nachtheil zu verdanken, daß ich seiner ungern gedenke, und jedermann warnen muß, sehr vorsichtig daselbst zu gehen, wenn ihm nicht ein gleiches Schicksal treffen soll, wie mir zu Theil wurde.

Ich ging nemlich am zweyten Tage nach meiner Ankunft in Osterode des Abends bey einem sanften Regen, nach dem Gasthofe vor dem Neustädter Thore zurück, und kam in eine enge, sehr schlecht gepflasterte Straße, wo ich von den runden, glattgewordenen Kieseln immer abgleitete. Ungeachtet ich nun möglichst vorsichtig ging, so hatte ich doch das Unglück, von einem etwas größern Kiesel in ein kleines daneben befindliches Loch zu gleiten, hinzufallen, und mich stark zu beschädigen. Nur mit Hülfe eines mir begegnenden Knabens war

ich im Stande zum Gasthofe hinzuhinken, wo ich dann leider! sechs lange unangenehme Tage liegen oder wenigstens ruhen muste, bis meine Herstellung bewirkt war.

Man urtheile nun selbst, ob ich gern an Osterode denken kann! —

Ende des zweyten Bändchens.

Einige Druckfehler im Ersten Bändchen.

Seite 20 Zeile 9 von unten lese man Die für Der.
— 41 — 10 — oben — — Opialpülverchen für Opiatpülverchen.
— 58 — 4 — — statt witzigen, winzigen.
— 111 — 10 — unten, statt denn, und
— 122 — 9 — oben, statt dieses, dieser und
— — — 11 statt Besitzungen, Besitz.
— 141 — 5 von unten statt war er, war diese Kaskade.
— 186 — 7 — unten, statt Dicher, Dächer.